

Im Fluss *der* Geschichte

E i n e A n t h o l o g i e
S o m m e r l i t e r a t u r w o c h e 2 0 2 5



Angst				
June Feldmann	1			
Entscheidungsnot				
Mathilda Pouwels	3			
Irgendwo in der tschechischen Pampa				
Caspian Rastemborski	5			
im wald				
Maya Koch Sánchez	6			
Inkompetenter Igel				
Noomi Rechenbach	7			
Die Nacht				
Sofia Ilieva	10			
Eine Idylle – oder so etwas Ähnliches				
Emma Scheeren	11			
Zukunftsängste				
Laura Hanna Treger	16			
Das alte Haus				
Pauline Beyer	20			
Selbstbedienung				
Noah Baron	22			
Ich bin eins mit dem Wasser				
Theresa Böhme	26			
Tagebuch				
Xaver Klonower	28			
			Ein Hustler aus der Oberschicht	
			Layla Ziebarth	30
			Von stillen Menschen-Vielleicht	
			Mara Borgert	33
			Höhenangst	
			Xenia Rieke-Zapp	35
			Die Schnecke	
			Ben Schiller	37
			Mond	
			Hanna Hähnel	38
			When The Sky Went Quiet	
			Greta Hinz	41
			Meine Wahrheit	
			Laura Cichonska	42
			Die verärgerte Pilotin	
			Amelie	43
			Verstecken	
			Pauline Koop	46
			Verbotenes Sein	
			Emer Entrich	48
			Geschenke und Dolche	
			Emilia Pajares Keil	50
			A-N-N-A	
			Charlotte Magdalena Pintz	53
			TEEbuch PaarTEErapie	
			Lola Li Bothe	55

Angst

Ich renne. Ich renne den Pekasinenweg entlang, wo ich wohne. Die Nacht ist dunkel und schwarz. Vereinzelt leuchten ein paar Laternen. Es ist menschenleer auf der Straße, nicht mal Autos fahren. Ich sehe das Haus von Frau Müller, von Herrn Weipert und Familie Demos. In keinem brennt Licht. Ich renne schneller. Mein keuchender Atem verschwimmt mit dem Rauschen des Windes. Es ist schwarz um mich herum, zu schwarz. Als ob ich in einem Wald wäre. Es ist kein normaler Wald. Es ist ein Wald aus Schatten, aus Angst und Finsternis. Ich fühle sie, ich bin mittendrin. Umgeben von Dunkelheit. Irgendwoher kommt ein Lichtstrahl und beleuchtet mich mit bleichem, unheimlichen Licht. Nur mich. Und es ist still. Zu still. Es scheint als wäre die Welt verstummt. Und dann höre ich das Lachen.

Es hallt in der Stille. Es verhöhnt mich, lacht mich aus. Ich drehe mich um meine eigene Achse und suche wo es her kommt. Ich sehe nichts.

Plötzlich spüre ich etwas von hinten... einen Lufthauch. Ich drehe mich um.

„Buh!“

Ich schreie auf. Vor mir schwebt ein körperloses Gesicht. Das Lachen wiederholt sich, lauter und freudiger. Kalte, herzlose Freude. Es jagt mir einen Schauer über den Rücken. Der Boden verschwimmt unter meinen Füßen. Ich renne weiter. Aber das Lachen verliert sich nicht in der Ferne. Ich beschleunige, schlage Haken, aber das Lachen wird nicht leiser. Es wird nur lauter, so, als hole die Person mich Stück für Stück ein. Dann spüre ich zwei eiskalte Hände in meinem Rücken. Sie stoßen mich nach vorne. Ich stolpere und falle auf den harten Boden. Keuchend rappelle mich wieder auf und renne weiter. Aber das Lachen ist immer noch da. Ich will schreien, aber meine Kehle ist zu.

Und dann geht es nicht mehr weiter. Ich stehe am Rand einer Klippe.

Schnell drehe ich mich um und suche nach meinem Verfolger.

„Bitte nicht. Lass mich in Ruhe!“, wispere ich kläglich.

Das Lachen verstummt. „Wieso sollte ich?“

Direkt hinter mir. Ich wirble herum. Niemand. Wieder lacht die Person. Ich kenne diese Stimme! Dann packen mich ihre Hände und stoßen mich hinab. Ich falle. Und die Welt steht still. Die Dunkelheit zieht sich langsam zurück und ich sehe mich selbst. Ein paar Meter über mir schweben. Ich sehe mich kleiner und kleiner werden, während ich falle. „Wer bist du?“
Ihr Lachen wird leiser „Deine Angst.“

Keuchend schrecke ich aus dem Schlaf. Der Mond scheint in mein Fenster und taucht alles in sein silbernes Licht. Mein Herzschlag beruhigt sich langsam. Ich stehe auf und gehe zum Fenster. Die Nacht ist schwarz. Draußen leuchten ein paar Laternen. Ihr Golden mischt sich mit dem Silber des Mondes. Draußen steht jemand. Ich sehe seine Silhouette. Ich weiß, wer es ist. Mein Blick wandert zu meinen Händen. Meine Angst hatte mich getötet. Ich verlasse mein Zimmer, gehe aus unserem Haus und trete auf die Straße.
„Dass du es wagst, dich hier blicken zu lassen“, sagt sie.
„Du bist nicht ich.“

Wir stehen uns gegenüber. Sie hat meine Grübchen, mein Lächeln, meine Sommersprossen. Wir sind gleich und doch komplett verschieden. Und dann rennt sie auf mich zu. Wir beginnen zu kämpfen. Unsere Bewegungen sind fast gleich. Wir verschmelzen wie zu einem Tanz. Und dann schlägt sie nach mir und ich weiche aus, versetze sie ins Taumeln. Sie fällt.

Es ist zu Ende.

„Wir sind fertig miteinander.“ Ich stehe auf und beginne zu rennen. Ich renne in der schwarzen Nacht. Ich renne vorbei an dem Haus von Frau Müller und Herrn Weipert. In keinem brennt Licht.

Entscheidungsnot

Der heutige Tag war wirklich für die Tonne. Erst hatte mein Wecker nicht geklingelt, dann hatte mein Hund meinen Schuh zerkaut und als ich die Wohnung verlassen wollte, hatte ich mir in der Eile den Zeh gestoßen. Acht Stunden im Büro und ein verschütteter Kaffee später wollte ich nur noch in mein Bett fallen und schlafen. Normalerweise lief ich zur Arbeit und wieder zurück. Ich beobachtete gerne die verschiedensten Passanten, an denen ich vorbeikam und atmete die frische Luft. Außerdem hasste ich den Bus. Es war immer voll und laut. Es gab mindestens eine Person, die einen unangenehm anstarrte und bei ganz viel Glück stieg eine randalierende Gruppe Jugendlicher ein. Aber heute war ich müde, mir war kalt und es regnete in Strömen. Zwar hatte ich einen Regenschirm dabei, aber der war pink mit Blümchen und Einhörnern und Regenbögen und ich würde mir nicht die Blöße geben mit dem gesehen zu werden. Ich studierte den Fahrplan aufmerksam, während das rhythmische Trommeln der Wassertropfen meine umherschwirrenden Gedanken untermalte. Der nächste Bus sollte laut Plan in eine Minute vorfahren. Das Quietschen von Rädern auf dem nassen Asphalt riss mich aus meinen, sich im Kreis drehenden Überlegungen. Die Leute, die mit mir gewartet hatten, begannen einer nach dem anderen einzusteigen, während eine andere Gruppe durch die hintere Tür ausstieg. Da kam ein Kopf in mein Sichtfeld. Ich konnte ihr Gesicht nicht sehen, da sie mit dem Rücken zu mir saß, aber die blau gefärbten Haarspitzen würde ich überall wiedererkennen. Meine frühere Freundin Lena saß alleine im Bus. Im Takt ihrer Musik wippte sie mit dem Kopf, während sie die ein und aussteigenden Passagiere genau beobachtete. Wir waren damals unschön auseinander gegangen. Konnte ich eine weitere Konfrontation riskieren? „Wollen sie jetzt mitfahren, oder nicht?“, blaffte der Busfahrer mich an. Ich rang mit meinen Händen, während ich erst in den Regen hinaus und dann zurück zu Lena schaute. Sie richtete gerade ihre Kopfhörer. Jeder ihrer langen Nägel war in einer andern Farbe lackiert.

Innerhalb einer Sekunde rauschten tausende verschiedene Gedanken durch meinen Kopf. Warum mussten Entscheidungen auch immer so schwer sein? Mein ganzer Körper stand unter Hochspannung. Es fühlt sich so an, als könne der Busfahrer direkt in mein zwiegespaltenes Hirn blicken. Die beiden Seiten, die zuvor eine stumme Diskussion geführt hatten, schrien sich nun in meinem Kopf an. Am liebsten würde ich mich auf der Stelle zusammenkugeln und nie wieder aufstehen. „Also, was ist jetzt?“, hakte der Busfahrer erneut nach. „Ich...“, der Rest des Satzes blieb mir im Hals stecken. Ich räusperte mich, bevor ich erneut ansetzte: „Ich weiß es nicht...“ „Dann halt nicht“, mit einem Augenrollen schloss der Busfahrer die Türen direkt vor meiner Nase. Kurz bevor der Bus abfuhr, drehte Lena sich um. Ihr Blick fiel auf meine klägliche Gestalt, die halb im Regen und halb in der Trockenheit der Bushaltestelle stand. Sie schenkte mir ein winziges Lächeln, nicht zynisch, sondern freundlich. Die Was-wäre-wenn´s prasselten erbarmungslos auf mich ein. Fassungslos sah ich meiner Chance auf einen warmen, trockenen Rückweg und eine mögliche Versöhnung hinterher, während sie in dem Chaos des Verkehrs untertauchte. Am liebsten würde ich mir selbst gegen die Stirn schlagen. Ich fühlte mich klein und nutzlos und so unfassbar dumm. Seufzend spannte ich den Regenschirm auf.

Irgendwo in der tschechischen Pampa

Irgendwo in der tschechischen Pampa sitzt ein kleiner Plüschbär auf einem Stein und sonnt sich. Sein Fell ist zur Hälfte angeraut, zur anderen Hälfte verklebt. Eins seiner schwarzen Knopfaugen fehlt, und sein linkes Ärmchen beginnt sich zu lösen. Das Weiß seines Halstuchs ist unter Dreck-, Farb- und Kaffeeflecken nicht mehr zu erkennen, und der Freundschaftsknoten, der beide Enden zusammenhält, ist seit dreizehn Jahren nicht geöffnet worden.

Damals wurde er auf den Namen Bärnd getauft, in einer Schlammputze, von ein paar Siebenjährigen. Sie setzten ihn einmal gefährlich nah ans Lagerfeuer, wovon er immer noch ein rußschwarzes Ohr hat. Ein bisschen später musste er aus einem slowenischen Fluss gefischt werden, und mehr als einmal haben ihn ältere Kinder mit einem schelmischen Lachen vergraben. Er ist einmal im Korpus einer Gitarre steckengeblieben, hat mit Nüssen und Äpfeln im Chai geschwommen, wurde im Zug liegen gelassen und sogar von einer Klippe geworfen.

Jetzt sitzt er eben auf einem tschechischen Stein. Das ist im Vergleich gar nicht so schlecht. Grüngelbe Flechten machen einen bequemen Untergrund, und er ist von der Nachmittagssonne angenehm aufgewärmt.

Er sitzt hier schon seit letztem Abend. Kochgeschirr hat geklappert, Schlafsäcke haben geraschelt, und dann ist es für eine Weile schnarchend still gewesen. Dann, plötzlich, hat Donner geyrollt und Bärnd wurde von Starkregen durchnässt. Aufgeregtes Rufen, verschlafenes Fluchen und hektisches Rascheln war in der Luft, und dann sind die Schritte schlamm-schmatzend im Wald verschwunden.

Doch die Wolken sind vor Stunden abgezogen, die Vögel zwitschern wieder in den Bäumen. Bärnd ist längst getrocknet, und es kommt kein wiederkehrendes Stapfen von Wanderschuhen, kein erleichtertes Lachen. Nur der laue Wind, das Muhen von Kühen in der Ferne und vor ihm die grün-graue Berglandschaft im Spätsommer.

Ein paar Kilometer weiter fährt ein Reisebus über schmale Landstraßen auf große Autobahnen und immer, immer weiter weg. Bärnd bleibt sitzen. Hier, im Dreck. Hier, im Nirgendwo.

Hier, in der Sonne, die sich mit dem Untergehen noch Zeit lässt.

im wald

wenn man durch den wald läuft
sieht man wie sich grün häuft
manche pflanzen wachsen im dunkel
andere im sonnenstrahlengefunke
tiere klettern an den bäumen
spinnen, hängen am ast und träumen
es krabbelt durch die dunkle erde
eine kleine käferherde
kleine blumen winden sich
um die bäume und um mich
ich sitze auf einem baumstamm ruhig
die sonne scheint durch die blätter hindurch

Inkompetenter Igel

Jeder von uns kennt doch Igel. Igel gibt es fast überall auf der Welt, also zumindest in Asien, Europa und Afrika. Aber heute handelt unsere Geschichte von einem ganz besonderen Igel.

Bertram ist nicht nur irgendeine Igelin. Sie ist Big Boss Bertram. In ihrem Igeldorf kann sie sämtliche Entscheidungen treffen. Und zumindest, wenn man Bertram fragte, das Beste, was dem Dorf je passieren konnte. So hatte sie zum Beispiel letzten Montag überall im Dorf Schneckenkorn verteilen lassen, um die Schneckenplage loszuwerden. Das Problem dabei war gewesen, dass die Igel nun keinen Snack zum Essen mehr hatten, aber keiner würde sich je trauen es Bertram das zu sagen.

So hatte Bertram die Igelgemeinschaft gegen die Wand gefahren und es wurde immer mehr gelästert. Über sie und ihre Unzureichtheit. In ihrem Dorf hieß es also alle gegen Bertram, aber der Big Boss verstand nicht warum. Schließlich löste sie alle (immer häufiger auftretenden) Probleme des Dorfes. Dass sie diese selbst verursacht hatte, war ihr nicht bewusst. Wie denn auch?

Eines Nachmittags war Bertram, auf dem Weg in das Herz des Waldes, in dem sie lebten, wieder eine Gruppe lästernder Igel begegnet.

Traurig trottete sie weiter. Sie hatte keine Freunde oder Berater für ihre Entscheidungen. Also was sollte sie schon machen? Auf ihrem Weg begegnete sie einer Armeisenstraße, die nicht weit kam, da ein Pilz inzwischen die Straße gewachsen war. Bertram beschloss, ihnen zu helfen. Sie nahm ein Stück Rinde und lehnte es an den Pilz. Damit hatte sie eine Abzweigung gebaut. Verwirrt schauten die Armeisen zu ihr hoch, liefen aber um die Ecke und setzten sich wieder in Bewegung. Wieder traurig sah Bertram ihnen nach. Die Armeisen waren eine Gemeinschaft, hier stand jeder für jeden. Nicht wie bei ihr. Bei ihr hieß es alle gegen Bertram, aber alle hielten sie und ihre Ideen trotzdem nicht auf. Kurz darauf kam sie jedoch endlich auf ihrer Lieblings-Lichtung an. Sie legte sich auf ein kleines Fleckchen Sonne und genoss das Alleinsein. Nach zehn Minuten spürte sie einen Luftzug auf ihren Stacheln. sie blickte hoch.

„Hey,“ rief sie verwundert dem Wesen zu, das über ihr schwebte und nun erstarrte. Langsam drehte es sich um und blickte zu Bertram runter.

„Du... du kannst mich sehen?“, stotterte es mit einer hohen piepsigen Stimme, schien sich aber gleich wieder zu fassen: „Ach, dann warst du das, die mich gerufen hat. Gut, was ist dein Wunsch? Was auch immer es ist, es sei mir zu Befehl.“

„Ich habe niemanden gerufen“, sagte Bertram verwundert. Das stimmte, sie hatte einfach nur auf der Lichtung gelegen und nach einem Ausweg aus ihrer unlösbaren Situation gesucht und wie sie sich bei ihren Mitigeln beliebt machen konnte.

„Doch. Ist aber auch egal wie und ob du mich bewusst gerufen hast, Tatsache ist, dass ich jetzt hier bin und du drei Wünsche hast. Vorher werde ich nicht gehen.“, damit schien dieser Teil der Diskussion beendet zu sein. Kurz spielte Bertram mit dem Gedanken, sich einfach niemals etwas zu wünschen, einfach um einen Begleiter zu haben, der ihr bei Entscheidungen half, aber das wollte sie dem kleinen Dämon nicht antun. Also gut, sie überlegte.

„Hm, am liebsten würde ich gerne den Grund wissen, warum alle so gemein zu mir sind, aber meine Ideen nicht hinterfragen. Ich habe ihnen niemals etwas getan und wollte nur Gutes!“ sagte Bertram besorgt. Der Dämon schien für ein paar Sekunden in sich zu gehen, um eine Antwort zu suchen. Er rollte seine flauschigen Hasenohren zusammen und wieder auf, diese Prozedur machte er drei mal, dann hob er den Kopf.

„Du... bist... inkompetent!“ Bertram nickte nur verwirrt. „Du triffst unsinnige Entscheidungen und hast offensichtlich noch nie über eine davon nachgedacht. Vielleicht solltest du das mal tun. Die anderen Igel wollen bei dir gut dastehen, um von deinem Einfluss zu profitieren. Aber zufrieden sind sie mit deinen Entscheidungen nicht. Das wundert mich nicht. Du hast die Igelgemeinschaft inzwischen gegen die Wand gefahren und niemand traut sich es dir zu sagen.“ Das Ganze hatte der Dämon Bertram mit geschlossenen Augen erzählt, nun öffnete er sie wieder.

„Oh.“ Bertram ließ erstaunt den Kopf hängen. Das andere die grandiosen Entscheidungen, die sie traf, nicht so toll fanden wusste sie, aber dass sie die Igelgemeinschaft in den Abgrund getrieben hatte, hatte ihr nie jemand gesagt. Wer wollte das schon zu hören bekommen. Sie hatte nicht gewusst, dass es so schlimm war!

Während der Grübeleien von Bertram hatte der Dämon zu glühen begonnen, er wurde immer heller und heller.

„Was?! Wieso löst du dich jetzt schon auf? Ich habe mir doch noch keine drei Wünsche gewünscht!“, traurig sah Bertram den Dämon an. Sie wollte sich ihre Wünsche noch etwas aufheben, um wenigstens einen Freund und Unterstützer zu haben.

„Scheinbar hast du dir Sachen in Gedanken gewünscht. Diese habe ich dir nun erfüllt“, er wurde immer heller und seine Stimme immer leiser.

„Dann verrate mir wenigstens noch, was für ein Dämon du überhaupt bist.“ fragte Bertram in forderndem Tonfall. Doch sie hörte nur noch ein einziges Wort: „Floof“, ehe sie noch weiter etwas entschlüsseln konnte, waren die Worte schon vom Winde verweht.

So verschwand Bertrams einziger Freund, den sie wahrscheinlich jemals haben würde: ein Floofdämon. Obwohl, sie hatte sich doch gewünscht, einmal einen Unterstützer oder eine Unterstützerin zu haben und was hatte der Floofdämon gesagt, vielleicht entwickelte sich daraus ja noch eine Freundschaft...? Traurig, aber mit ein wenig Hoffnung trottete der inkompetente Igel nach Hause.

Ende

Die Nacht

Still und anmutig bin ich, ein Mantel der Dunkelheit, irgendwo zwischen Augenblicken. Sterne, als wäre Unendlichkeit am Nachthimmel zersplittert. Tausend Scherben auf dem dunklen Teppich. Ein Tanzen, ein Wispern, Silberglöckchenmusik.

Ich bin geheimnisvoll, die Ruhe, umhülle die ganze Welt auf einmal. Ein Kribbeln, ganz nah, leise und zaghaft, halte die Luft an. Schweben, ein stiller Moment in Beständigkeit, behutsam, zerbrechlich, wiege dich in den Schlaf. Und bleib wach mit mir. Leuchtende Schnuppen am Himmel, funkelnd, hier, bei mir. Versinken im Nichts, ein Hauch, ein Schweben, berühren die Ewigkeit, greifen nach der Sehnsucht. Fliegen durch das Rauschen der Welt, ein Flüstern der Stille, sanft.

Mitternachtsträume, getaucht in Silberlicht, groß, weiser Wächter der Ruhe, tausend Jahre alt, still und langsam passt er für mich auf. Beobachtet lächelnd.

Leichtigkeit und Sanftmut, verlieren in Momenten, still und anmutig. Aber Irgendwann verfließe ich, in mein Bild mischt sich sein Sonnenaquarell.

Doch ich weiß, sein Leuchten wart nur, bis meine Tinte die bunten Wolken wieder in mein schwarz verfärbt.

Eine Idylle – oder so etwas Ähnliches

Was für eine herrliche Landschaft!

Die Sonne liegt wie goldene Butter auf den Feldern, Mohnblumen tanzen im Wind wie kleine rote Flammen. Irgendwo ruft ein Kuckuck – vermutlich im Akkord. Ein Storch hebt das Bein, langsam, bedächtig, als wolle er der Zeit selbst den Takt ansagen. Zwischen den Bäumen scharren Hühner, zufrieden wie alte Damen im Café, pickend, gackernd, ohne Eile.

Natur pur – sagt man.

Natürlich zurechtgeschnitten, natürlich überwacht, natürlich im Besitz irgendeines Agrarkonzerns mit einem Logo, das aussieht wie ein Blatt, aber mehr mit Profit als mit Photosynthese zu tun hat.

Und mittendrin: ein architektonisches Wunderwerk menschlicher Effizienz. Ein riesiges, beeindruckendes Gebäude, funktional und effizient – ein Tempel des Fortschritts.

Ein grauer, massiver Klotz – halb Raumschiff, halb Verwaltungsbau. Eine Mischung aus Ikea-Regal und Zuchtstation. Oder, wie es in der Broschüre heißt: Tierwohl-Optimierungszentrum mit automatisierter Futterzufuhr.

Ein Monument des Fortschritts.

Innen: Kühe. In Reih und Glied, wie zu spät eingeladene Gäste bei einer Tupperparty. Jede in ihrer eigenen Box. Platz zum Liegen, Platz zum Stehen, aber bloß kein Platz für Zweifel.

Sie haben alles, was sie brauchen: Futter vom Förderband, Wasser aus dem Schlauch, Medikamente auf Knopfdruck. Gesellschaft? Na klar. Links und rechts Nachbarn, so nah, dass der Gedanke an Privatsphäre fast rührend wirkt.

Und das Beste: ein Fenster mit Aussicht. Groß, hell, panoramisch. Dahinter: grüne Wiesen, flatternde Schmetterlinge, das Leben. Ein bisschen wie ein Flatscreen, nur ohne Fernbedienung.

Dann kommen sie.

Die Touristen. Die Naturentdecker mit Daunenweste und 500-Euro-Wanderschuhen, die glauben, sie hätten hier „das wahre Landleben“ gefunden.

Sie drücken sich an die Scheiben wie Kinder vor einem Süßigkeitenladen.

Die Kühe wirken ruhig, sagen sie. Glückliche, sagen sie. Die Natur sei zurück, sagen sie, während sie Bio-Bananen aus Ecuador schälen.

„So sauber ist das hier! Und kein einziger Hauch von Stallgeruch.“

Kein Wunder. Der Geruch wurde weggefiltert – wie alles andere, was stören könnte.

Das Smartphone wird gezückt. Filter drüber. Hashtag drunter.

#HappyCows #NatureLove #SoGreen

Willkommen zur Premium-Kuhkomfort-Führung– ein Erlebnis für die ganze Familie!

Tauchen Sie ein in die moderne Welt der Landwirtschaft – berührungsfrei, hygienisch, beruhigend.

Unsere Highlights:

- Gläserne Stallwand – so nah dran wie noch nie. Nur ohne Geruch, ohne Gülle, ohne Schuldgefühle.
- Futterroboter LIVE! – Staunen Sie, wie er das Heu millimetergenau verteilt. Effizienz hat noch nie so geblänzt.
- Interaktive Melk-Simulation – Ziehen Sie am Gummieuter und gewinnen Sie einen Rabatt-Coupon für den Hofladen!
- Kuh-Name-Raten – Finden Sie heraus, ob Kuh 17823 eher eine „Elsa“ oder doch eine „Powermilk-9“ ist.

Unsere Führer*innen wurden in einem dreitägigen Online-Kurs geschult und tragen Polyesterjacken mit dem Logo des Sponsors.

Zitate zufriedener Besucher:

„Ich wusste nicht, dass Kühe so still sein können!“ – Jürgen, 58

„So sauber war’s nicht mal bei uns im Hotelzimmer.“ – Heike, 43

„Die Hühner draußen waren mein Highlight.“

Die waren so... lebendig.“ – Jonas, 12

Am Ende gibt’s Bio-Gummibärchen. Fürs gute Gefühl.

Und im Hofladen? Regionale Produkte – hergestellt in Norditalien, verpackt in Tschechien, etikettiert mit einem kleinen, grünen Blatt.

Und ich?

Ich stand da, zwischen Selfiesticks, Sonnenbrillen und Stimmen, die „idyllisch“ sagten, als wär's ein Zauberwort. Und ich fühlte... nichts.

Oder nein – ich fühlte Ohnmacht. Fremdheit.

Alle redeten von Glück, von Fortschritt, von „artgerecht“. Ich sah Maschinen, Mauern, Metall. Ich sah Augen, die mehr verstanden als gesagt werden durfte.

Ich fragte, ob die Kühe auch mal raus dürfen.

„Nein, das ist nicht mehr nötig“, sagte ein Mann mit Broschüre und einem Lächeln, das klang wie Beton.

Nicht mehr nötig?

Bin ich die Einzige, die das gerade schockiert hat?

Finden andere das etwa normal und gut so?

Ich bleibe perplex stehen.

Die Menschen gehen weiter. Zur Ziegen-Streichel-Allee. Zum Kürbisschnitz-Wettbewerb.

„Kommst du?“, ruft jemand noch.

Ich nicke, aber meine Füße bleiben stehen.

Die Stimmen entfernen sich. Nur ich bleibe zurück.

Mein Blick hängt an den Augen einer Kuh. Sie schaut. Sie kaut. Sie steht.

Und plötzlich sehe ich etwas anderes: nicht die Ruhe, die man uns verkaufen will, sondern ein Wissen, das nicht ausgesprochen werden darf.

Für einen Moment bin ich wieder Kind – Sommer bei meinen Großeltern, Kühe auf echter Wiese, Fell voller Fliegen, Erde unter den Hufen. Damals hat es nach Mist gerochen. Nach Leben. Hier riecht nichts. Hier glänzt alles. Vielleicht zu sehr.

Ich drehe mich um. Die Halle ist groß.

Und am Rand: eine Tür. Unscheinbar, ohne Schild. Fast, als sollte man sie nicht sehen.

Meine Hand berührt den Griff. Er ist kalt.

Ein kurzer Widerstand – dann geht er auf.

Der Keller.

Die Luft steht. Sie riecht nach altem Heu, nach Angst, nach Desinfektionsmitteln und Dingen, die man nicht benennen will.

Es ist feucht hier unten – nicht romantisch-feucht wie ein alter Weinkeller. Sondern klamm. Roh.

Die Wände sind aus grobem Beton, der Schweiß und Schweigen speichert.

Es tropft irgendwo. In regelmäßigen Abständen, fast beruhigend.

Tropf. Tropf. Tropf.

Wie eine Uhr, die nicht tickt, sondern mahnt.

Ich gehe langsam weiter. Meine Schritte hallen.

Etwas streift meine Hand – feucht, kalt. Ich zucke zurück.

Im Keller liegen die Reste der Effizienz.

Kaputte Maschinen, ausgesonderte Körper.

Ein Bein mit einer Nummer dran.

Ein Beutel Antibiotika, halb voll.

Eine Kamera, die nicht mehr aufzeichnet – oder nie sollte.

Kein Besucher geht hierher.

Der Aufzug kennt den Keller nicht.

Er führt nur nach oben – zu den gläsernen Wänden, den Simulationen, den Bio-Gummibärchen.

Denn unten ist es nicht „erlebnisorientiert“.

Nicht hygienisch. Nicht instagrammable.

So wie bei uns.

Auch wir zeigen nur, was strahlt.

Unsere Wohnungen sind hell, unsere Küchen minimalistisch, unsere Gedanken durchdesignt.

Aber da gibt es diesen inneren Raum.

Unbeleuchtet.

Ein Keller im Kopf.

Dort stapeln sich Sorgen in Umzugskartons.

Da liegen die Fragen, die zu unbequem für Smalltalk sind.

„Bin ich glücklich?“ – in Zeitungspapier gewickelt, ganz unten.

Da steht eine alte Matratze aus Nächten, in denen wir geweint haben, ohne zu wissen, warum.

Und manchmal gehen die Arme nach unten. Einfach so.

Nicht weil wir müde sind. Sondern weil wir nichts mehr halten wollen.

Wir lernen, den Keller zu ignorieren.

Wie die Kühe den Ausblick.

Denn was man nicht betreten darf, das will man irgendwann nicht mehr sehen.

Und so leben wir oben, im Licht, in der Tapete mit Bewegung.

Während unten etwas liegt, das echt ist.

Unbequem. Und wahr.

Aber Wahrheit passt nicht ins Konzept.

Sie hat keinen Werbewert.

Vielleicht riecht der Keller nach uns selbst.

Nach all dem, was man nicht verkaufen kann.

Nach echtem Leben – roh, widerspenstig, laut.

Und das ist gefährlich.

Denn wer den Keller betritt, der kommt verändert wieder raus.

Nicht sauberer. Aber echter.

Ich blinzele. Die Luft dort unten bleibt mir in der Kehle hängen.

Ein Schritt zurück, dann noch einer – und wieder oben.

Wieder Glas, wieder Licht, wieder Stimmen.

Die Führung geht weiter, als wäre nichts gewesen.

Und draußen wächst das Gras.

[...]

Dies ist ein Auszug aus dem vollständigen Text.

Laura Hanna Treger, 16 Jahre

Zukunftsängste

Ich lebe seit 5840 Tagen umgerechnet sind das rund 834 Wochen oder 192 Monate oder simple gefasst 16 Jahre Und jeder Tag der vorüberfliegt bedeutet einen Tag mehr in Richtung der 6570 Tage 939 Wochen oder 216 Monate In zwei Jahren werde ich 18 Jahre alt ich bin mit der Schule fertig und ein vollständig anerkannter Erwachsener von allen um mich herum nur will ich das **nicht** sein denn ich selbst sehe mich mit 16 Jahren kaum 192 Monate alt So lange bin ich schon hier Das kommt mir vor wie ein unangenehmes Gerücht das mir immer mehr auf die Pelle rückt mit jedem einschlafen und aufwachen einschlafen und aufwachen Meine Tage sind langweilig meine Leistungen durchschnittlich meine kinoreifen jugendlichen Erlebnisse bleiben aus Tag ein Tag aus der gleiche Ablauf die gleichen Leute die gleichen Unterhaltungen die gleichen Aktivitäten Ein Ablauf an den ich mich gewöhnt habe und den ich weder liebe noch hasse genauso wie ich es spannend finde irgendwann 18 Jahre zu werden und doch mich lieber vor dem Wissen verstecke und auf dem bunten Kuchen **für** meinen Geburtstag wo sich noch die Kerzen mit den Zahlen 1 und 6 befinden um mein erreichtes Lebensjahr zu zeigen galant die Kerze mit der Nummer 1 am liebsten verschwinden lassen würde In der Grundschule sagten meine Mitschüler ich sei kindisch und obwohl ich mir beinahe sicher bin dass sich viel an mir und in mir verändert hat seit diesen 1460 Tagen 208 Wochen oder 48 Monaten so habe ich mich mit 12 Jahren auch nie als kindisch sondern sehr erwachsen empfunden Das Ende des Lieds ist dass ich in zwei Jahren niemals in der Lage sein werde ein funktionierendes Zahnrad dieser Gesellschaft zu werden oder überhaupt irgendeiner Ich freue mich auf Spielplatzausflüge mit meinen jüngeren Geschwistern grinse wie ein Honigkuchenpferd sobald es Süßes gibt sammle kleine Tierchen und rede mit und streichle jedes erdenkliche Viehzeug was sich vor mir nicht retten kann Ich denke nicht dass es komisch ist aber sehe ich mir Gleichaltrige an die auf ihre Ernährung und Gesundheit achten die erste Liebe finden auf Partys gehen und ihren Traumjob schon fest im Blick haben da fühle ich mich wie die kindische 12 Jährige neben ihnen die das Update von Kind zu Teenager beim Schaukeln irgendwie nicht mitbekommen hat Es ist ja nicht so dass ich überhaupt nicht in meine Altersklasse reinpasse aber ich merke dass sie merken

dass ich merke dass **sie** gemerkt haben dass ich doch nicht ganz bin wie sie In 2 Jahren soll ich diesen Rückstand aufholen meine gleichaltrigen Mitbürger überholen und als Erwachsene mein eigenes Geld ranholen Aber da beginnt meine größte Furcht Neben den Gym-Mitgliedschaften der Ernährung der Liebe und den Sexgeschichten wissen sie alle was sie in 2 Jahren tun wollen Ihre Pläne reichen von A bis Z und weiter zum Ö Falls der Traum nicht aufgeht gibt es einen Backup-Plan für einen Backup-Plan für einen Backup-Plan für einen Backup-Plan Für alles sammeln sie Erfahrung für alles eignen sie sich wissen an für alles bilden sie Kontakte Das unbeschreibliche Gefühl der nervenaufreibenden Unterlegenheit die mich in den Momenten dieser Erkenntnis ganz leise am Ohr kitzelt um in meinem Hirn kurz darauf ein Orchester auftreten zu lassen mit von Carl Orffs vertonten O Fortuna lässt es mir jedes Mal wieder kalt den Rücken runterlaufen Ich empfinde nicht so weil das Lied schrecklich ist **sondern** weil ein Chor der einen im eigenen Schädel anschreit eine gewisse Furcht in mir auslöst geschuldet dadurch dass dieses Bild fürchterlich autoritär wirkt und somit eine Autorität ausstrahlt die ich einfach nicht erlangen mag egal wie sehr ich mich bemühe sie aus irgendwelchen Ecken meiner selbst zusammenzukratzen Es mangelt mir massig an Selbstbewusstsein und Autorität sowie es mir an Vitamin D mangelt Doch gegen Vitaminmangel helfen Tablettchen oder aufgelöstes Pulver im Wasser gegen eine allesüberschattende soziale Inkompetenz hat man jedoch kein kostengünstiges und schnell einnehmbares und wirkendes Mittelchen erfunden und so schleppe ich mich durch alle möglichen Optionen die mein Heimatstädtchen mir anbietet um möglicherweise etwas **für** mich zu finden was in meiner Zukunft gut zu mir passt meine sozialen Missstände und zugleich zu aufbrausendes Temperament also gut versteckt Somit ist es seit 1460 Tagen 208 Wochen 48 Monaten oder einfach 4 Jahren immer das gleiche außerschulische Prozedere indem ich **mich** von einem Hobby zum nächsten taste probiere studiere begegne absegne beschäme ablehne rauswinde verschwinde fluche und von neuem suche Die Liste der angefangenen Aktivitäten ist lang die der aufgegebenen länger und über die Kürze meiner tatsächlichen Talente brauchen wir uns gar nicht unterhalten In nichts bin ich der Überflieger der absolute Macher oder das unerwartete Genie Ich bin der Durchschnitt und das macht mir Angst Denn in einer Welt in der alles groß bunt reizend und einmalig sein soll geh ich unter wie ein Schluck Wasser in der trüben Brühe der Unbeachteten Ich kann zeichnen

doch meine Portraits sind anatomisch falsch und weit ab vom Realismus Ich kann nähen doch meine Schablonen sind falsch bemessen passen an keinen Körper und haben schiefe Nähte Ich kann schauspielern doch meine Gesten sind mal zu groß mal zu klein und während es mein Herz zu der Bühne drängt so schaltet mein irrational rational denkender Kopf auf fight or flight-Modus und der kurz darauf folgende Systemcrash ist unausweichlich Ich will schreiben doch in einer Welt geprägt von unaussprechlich gewagten durchdachten berührenden und kritisierenden Werken ob Lyrik Epik oder Dramatik und in einer Zeit bereits dominiert von literarischen Genies **und** aufblühenden Schreibtalenten sind meine Werke amateurhafte Amateurarbeiten die weder ergreifend noch erreichbar sind So viel zum Thema sein Hobby zum Beruf machen Niemand will ein halb-gelehrtes zu oft vermehrtes Thema wieder und wieder und wieder und wieder von vielen und vielen vielen und vielen anderen Menschen vorgekauft bekommen denn wo bleibt da die Message Die Lehre Die Kritik Die Individualität Ich bin ein Mensch dessen Seele nach der Kunst strebt und im Angesicht der Unmöglichkeit vergeht Und ich weiß so geht es nicht nur mir es gibt so viele Menschen es kann nicht nur mir so gehen denn die Kunst macht das Leben groß bunt reizend und einmalig Dieser Einmaligkeit will ich auch angehören doch nur wenige werden von der Welt der Kritiker akzeptiert ihre Werke publiziert und ihr Können finanziert Der ungenügsame Rest wird degradiert absolviert formatiert und umsortiert Diese tief an mir nagende Unsicherheit ob meine Versuchung mein Üben und mein Können jemals reichen werden beißt sich tief in mein Selbst und will nicht ablassen So ging es vielen so geht es vielen und so wird es vielen immer gehen und das Wissen dass dort **tausende Menschen** die gleiche nagende Verzweiflung spürten spüren und spüren werden ist stützend und deprimierend zugleich Ich will, dass meine Texte auf die Menschen wirken, sodass sie **hinausgehen und etwas bewirken**. Ich will helfen, verblüffen, zum Denken anregen und alle Selbstzweifel zerlegen. Aber für dies soll ich alles bereit sein in 730 Tagen 104 Wochen oder 24 Monaten. Wie genau ich das anstellen will, ist mir immer noch ein fest verschlossenes Rätsel, versteckt in einem tief-schwarzen Raum, und letztendlich kann ich mein Leben dafür einsetzen, es wird niemals völlig in meiner Macht stehen, sondern meine Leidenschaft wird für immer verknüpft mit dem Handeln, den Erfahrungen, dem Wissen und Leid meines Publikums sein und so wie mein Publikum daran gebun-

den, dass mein Publikum diese annimmt und nicht abstößt, denn dann ist es wie bei der Organtransplantation. Mein Werk ist nutzlos, mein Ruf beschädigt und mein Publikum tot. Und trotzdem bin ich bereit zu riskieren was doch so schützenswert sein sollte, meine Träume, um auch Freude in meinem Leben zu finden. **Freude, Hoffnung, Freiheit, Glück und Zufriedenheit.** Das, was die anderen **wollen** und auf das sie hinarbeiten, es ist nichts für mich, war nie etwas für mich, wird niemals etwas für mich sein, nicht einmal wenn alle Stricke reißen. So bin ich frei, freier als ihr, freier als ihr es je vorstellen könnt, und diese Freiheit werde ich nie aufgeben für euer Wohlbefinden und um dazuzugehören. Die Welt ist meine Bühne, auf der ich spiele, ohne Angst, jeder Ort und Moment meine Leinwand, jedes Erlebnis ein Stück meiner Geschichte. Niemand kann mir all das jemals nehmen! Mein Leben ist Kunst und Kunst ist mein Leben und mein Herz wird sich niemals davon trennen.

Das alte Haus

Es war einmal ein altes Haus,
das sah ganz wunderherrlich aus.
Es war schon Jahre lang verlassen,
die Tiere konnten es nicht fassen,
denn egal wie staubig und alt,
war es darin niemals kalt.
Doch was den Tieren schon längst klar war,
noch nicht jeder Mensch ganz einsah.
So hausten alle Tiere dort,
an diesem wundervollen Ort.
Die Igel wohnten unterm Sofa,
die Affen schliefen in der Garage beim Mofa,
In der Küche lebten die Feldmäuse,
im Bad die Schnecken mit Gehäuse.
Den Keller bevölkerten die Füchse,
die Ameisen hausten in der großen Büchse.
Der Bär, der schlief im Ehebett,
im Fernseher sah er gern Ballett.
Das ganze Haus regierte er,
die Tiere ärgerte das sehr.
Sie wollten alle selbst bestimmen,
ob sie schlafen, essen oder schwimmen.
Dem Igel ging das schließlich zu weit,
nun war er wirklich zu allem bereit.
Also ging er zum Haus nebenan,
dort wohnten ein Mädchen und ein junger Mann.
Das Mädchen folgte dem Igel zum Alten Haus.
Da kam gerade der Bestimmer-Bär heraus.
Das Mädchen verstand direkt das Problem
und gab dem Bären sofort zu verstehn:
„Jeder darf entscheiden, was er will oder nicht,
es geht nicht das einer für alle anderen spricht!“
Das kapierte der Bär dann sofort,

für solche Sachen ist das der falsche Ort.
Denn dort wo alle gemeinsam leben,
kann es nichts schlimmeres als einen Bestimmer geben.
Von nun an lebten sie alle in Frieden,
die Regeln dafür hatten sie gemeinsam entschieden.
Das Mädchen kam sie oft besuchen,
manchmal bekamen die Tiere auch Kuchen.
Damit endete diese Geschichte
vom alten Haus unter der grünen Fichte.

Selbstbedienung

Abenddämmerung.

Vor dem Supermarkt ein Werbebanner: Miradonna, Premium-Tiramisu.

Selbstbedienungskasse: bitte legen Sie Ihre Waren in den dafür vorgesehenen Bereich.

Kunde I

Kunde I denkt sich: Endlich, endlich gibt es in meiner Stadt eine Selbstbedienungskasse. Nie wieder nervigen Smalltalk und die messerscharfen Blicke von Kunde 7 ganz hinten in der letzten Reihe.

Kunde I denkt sich, ich bevorzuge abends einzukaufen, kurz vor Ladenschluss. Bei den frischen Sachen gibt es Rabatte, und außerdem gibt es weniger Menschen.

Kunde I denkt sich, eigentlich hat er ja Angst vor Menschen. Vor dem, was sie von ihm denken, wenn er vor ihnen steht, zumindest vor Fremden. Er ist es leid, selbst beim Einkaufen zu Begegnungen gezwungen zu werden. In diesem Supermarkt ist alles etwas teurer, aber das ist es wert. Endlich kann er wieder frische Sachen einkaufen. Nie wieder Fünf-Minuten-Terrine, nur noch die letzte schrumpelige Gurke scannen, dann hat er es geschafft und ist wieder sicher im Auto, im Haus, in Ruhe, in seinen Safe Spaces.

Er ist überglücklich über die neuen Selbstbedienungskassen. Sie steigern seine Lebensqualität.

Kundin II

Kundin II ist gestresst. Sie stellt zwei Salatbowls auf den Tresen.

Selbstbedienungskasse: Bitte deklarieren Sie Ihr Produkt aus dem Frischathekenmenü.

Kundin II wählt aus. Sie hat in letzter Zeit nicht mehr oft die Wahl. Die Klausurenphase an der Uni ist stressig, und sie selbst fragt sich, was sie da eigentlich tut. Was sie eigentlich will vom Leben.

Falscher Knopf. Bezahlvorgang abgebrochen. Immer wähle ich das Falsche, denkt Sie.

Selbstbedienungskasse: Guten Tag, bitte legen Sie Ihren Einkauf in den vorgesehenen Bereich.

„Guten Tag“, grüßt Kundin II die Selbstbedienungskasse in Gedanken.

Hat sie das gerade laut ausgesprochen? Sie blickt sich zu dem Mann und der älteren Frau neben ihr um. Doch die scheinen mit sich selbst beschäftigt.

„Guten Tag, liebe Kasse“, sagt sie, und ihr fällt auf, wie lange sie ihre eigene Stimme nicht mehr gehört hat. Es ist hart, ehrgeizig und allein in der großen Stadt. Sie freut sich, dass wenigstens die Selbstbedienungskasse sie begrüßt und ihr ein wenig Aufmerksamkeit schenkt. Kundin II hat das Bedürfnis, so schnell wie möglich ihre Freundin anzurufen. Sie haben schon so, so lange nicht mehr miteinander gesprochen.

Kundin III

Kundin III hat den vollsten Einkaufswagen, bis oben hin vollgestopft. Der echte Kassierer an Kasse 4 freut sich, dass er das nicht selbst abscannen muss. Kundin III kennt diesen Ort. Sie schiebt ihren Einkaufswagen durch den Supermarkt, wo sie selbst ein Großteil ihres Lebens verbracht hat. All das flimmernde Neonröhrenlicht, die nach Desinfektionsmittel stinkenden Flure, der Brötchenknast. Sie hatte einst dort gearbeitet, bis die Selbstbedienungskassen kamen und ihr Job überflüssig wurde. Kundin III sinnt auf Rache. Vorsichtig nimmt sie einen einzelnen Schokoriegel und zwei, drei andere Produkte von ihrem Einkaufswagen und scannt sie. Sie kennt die Spiegel- und Überwachungskameras genau und passt den idealen Moment ab, in dem das System ihr Handeln nicht bemerkt. Sie fragt sich: Werden ihre Enkel wegen Selbstbedienungskassen nie Kaufläden spielen können? Die Selbstbedienungskasse bedankt sich für ihren Einkauf. „Danke für Ihren Einkauf.“ Der Kassenschein mit dem rettenden QR-Code, um die Eingangsschranke zu öffnen, wird ausgedruckt. Kundin III fragt sich: Ist das schon ein Überfall, ein Raub, ein Verbrechen?

Nein, denkt sie sich, das ist Gerechtigkeit, und schiebt ihren vollen Wagen vor sich her. Sie findet es sehr nett von den Selbstbedienungskassen, dass sie ihr der alten Freundschaft wegen jedes Mal ihren gesamten Wocheneinkauf schenken. Und der Schokoriegel, der ist für ihren Enkel.

Kundenbetreuer an Kasse 4

Plötzlich reagiert die Selbstbedienungskasse nicht mehr. Die Kassen fangen zu summen und surren an, bis die Kunden das Gefühl bekommen, ein Bär würde vor ihnen neben den Aufstellern mit den Energydrinks stehen.

Ein metallenes Klackern, als würde die Kreatur anschließend ganze Dosenregale umstoßen. Eine Sirene, ein rot-weißes Piepen scheint sich samt überragendem Lärm durch den ganzen Laden auszubreiten. Die Scanner der Selbstbedienungskassen scannen wie wild. Die Lautsprecher durchsagen spielen verrückt. Gurke Güteklasse A 1,49. Güüüüüüüüteklaaaase AAAAHHHH 1 Euro,49 49 Euro,1 94 Euro,1. Guten Tag , Guten Abend Gute Nacht.

Die Eingangstüren schließen sich automatisch die Fluchtwege sind blockiert. Die Bildschirme des Hightech Supermarktes mit den Angeboten flimmern, die Bildschirme an Kasse I, II und III werden schwarz. Das piepen der Alarmanlage steigert sich zu einem nicht mehr auszuhaltenden Dröhnen, die Kunden versuchen sich geschockt die Ohren zuzuhalten, bis es abbricht und das ganze Geschäft mit einmal ganz still wird.

Die Technik ist ausgefallen.

„Was ist denn los?“, fragt der Mann von Kasse 4. Es ist heute sein erster Arbeitstag, und am liebsten hätte er sich auf dem Kunden-WC eingeschlossen, YouTube geschaut und die Arbeit den Selbstbedienungskassen überlassen. Aber die Sirene machte ihm einen Strich durch die Rechnung. Genervt checkt er sich mit seiner Mitarbeiter-ID – Ole Stokowski – an den Bezahlterminals ein. Er hätte sich nach dem Klo die Hände waschen sollen. Mareike hält ihre Salatbowls eng umschlungen als wären es ihre eigenen Kinder. Vorsichtig lässt sie los, legt die Bowls auf dem Tresen ab und blinzelt, versucht im Schein der Notbeleuchtung etwas zu erkennen. Bruno lässt die schrumpelige Gurke, die er in Habacht-Stellung angehoben hatte, um dem Verursacher dieses Chaos eins überzuziehen, langsam sinken und blickt sich um.

Ingrid schiebt sich ihre Brille wieder auf die Nase und versucht sich unter ihrem überladenen Einkaufswagen zu verstecken. Sie öffnet die Verpackung und beißt einmal kräftig in den Schokoriegel, den sie doch eigentlich ihrem Enkel schenken wollte, für die Nerven denkt sie sich.

Sofort weiß Ole Stockowski, Mitarbeiter des Monats (es gab keinen anderen), um was es sich handelt: „Ich muss eine Altersüberprüfung durchführen. Sie haben etwas gekauft, für das man eine Altersfreigabe braucht. Das darf die Selbstbedienungskasse nicht selbstständig tun.“

Mareike, Ingrid und Bruno blicken sich an. Schütteln die Köpfe. Doch Ole besteht darauf und so durchsuchen sie gemeinsam ihre Einkäufe nach den gefragten Produkten. 5-Minuten- Terrinenpackungen landen neben dem

Gemüseregal. Gewürze auf den Zeitschriften und die Salatbowls in der Süßigkeiten Theke. Bis sie die Verursacher gefunden haben. Alle drei haben ein Tiramisu gekauft, mit Alkohol.

„Das Tiramisu, richtig“, kommentiert Ole, als hätte er es immer schon gewusst, während er in Ingrid's neuen Tchibo Rabatt Stützstrümpfen herumwühlt. „Wahrscheinlich wegen der Werbung. Da sind sie heute schon die siebten Kunden.“ Bruno, Mareike und Ingrid blicken auf und bemerken, dass sie nicht allein im Laden sind. Ole geht zurück zum Tchibo-Regal und holt sich von dort das Löffelset „Marienkäferchen“ und ein weiteres Tiramisu. „Wissen Sie was“, nuschelt er (er hat schon seit heute Morgen vor lauter YouTube nichts gegessen), „als Mitarbeiter des Monats lade ich Sie nach dem Schock erstmal auf'n Tiramisu ein.“

So stehen die Vier bei Sonnenuntergang vor dem wegen Fehlfunktion geschlossenen Supermarkt und löffeln genüsslich ihr Tiramisu. Marke Miradonna Premium.

Ich bin eins mit dem Wasser

Ich fühle die Wellen, den Sand an meinen Füßen, ich höre wie die Möwen miteinander flüstern. Und steige ins frische Nass. Kühl, aber auch beruhigend. Ich spüre wie das Wasser in mir hochfließt, wie es sich in meinem Körper bewegt und an mein Herz trifft. Ein warmes, aber auch kühles Gefühl breitet sich in meinem Herzen aus. Und ich sage: „Ich bin eins mit dem Wasser.“ Ich gehe tiefer ins Wasser, immer tiefer. Mit dem Körper fange ich an, saubere Schwimmbewegungen zu machen, die Beine ziehe ich wie ein Frosch ein und strecke sie dann wieder aus. Sollen die Wellen mich tragen und das Wasser mich leiten. Denn ich muss meine Bestimmung finden. Die Wellen tragen mich weg, weit weg. Vielleicht auf eine unerkundete Insel. Ich schließe die Augen und träume von den Wellen und dem Strand. Ich fühle den warmen Sand, in den ich meine Zehen eingrabe. Ich spüre es wirklich. Ich öffne meine Augen und liege im weichen Sand. Ich blicke nach oben und es ist eine Palme, wo braune, fellige Kokosnüsse dranhängen. Ich rappele mich auf und finde ein paar Stöcker für ein Feuer. Ich bemerke nicht, dass hinter mir ganz viele Stöcker liegen. Ich zünde ein Feuer an und denke nach. Ich schließe die Augen und atme tief ein und aus. Wieder träume ich von dem Strand und vom Meer. Es ist so heiß. Ich bekomme Sonnenbrand und glühe wie Kohlen. Ich öffne die Augen und sehe ganz viel Feuer um mich herum. Ich erschrecke, aber das Wasser ist auf meiner Seite und kommt von allen Seiten angespült. Das Feuer wird zu Dampf. Die ganze Insel ist von Wasser überschwemmt.

Da steigt eine Frau aus dem Wasser. Sie ist fast ganz durchsichtig und hat ein leichtes, hellblaues Kleid an. Sie sagt: „Hallo, ich bin Wassandra. Ich bin auch wie du ein Teil des Wassers.“

„Wirklich?“, sage ich.

„Ja, ich wollte auch meine Bestimmung finden und genau wie du habe ich sie gefunden.“

„Du meinst, ich habe sie gefunden, meine Bestimmung?“, frage ich.

„Ja, das Wasser hat dir den Weg gezeigt“, sagt sie zufrieden.

„Was ist meine Bestimmung?“, frage ich.

„Ich erklär es dir: deine Träume, deine Gedanken, alles fließt in dir, wie das Wasser. Du gehörst zum Wasser. Du bist gestorben.“

„Nein, das Wasser hat das Feuer gelöscht. Es hätte dich nicht retten können.“

„Und was ist jetzt?“

„Anstatt in den Himmel zu kommen, wirst du wie ich ein Teil des Wassers. Das ist deine Bestimmung.“

Ohne etwas Weiteres erwidern zu können, falle ich leblos auf den Boden und das Wasser lässt mich ins Meer fließen.

Tagebuch

Nö. Nein. Keine Lust mehr, erst habe ich einen total doofen Tag und dann lesen noch irgendwelche random Menschen meine Notizen. Das hat mir gerade noch gefehlt. Aber ich kann euch ja erzählen, warum mein Tag so doof war.

Also, alles begann heute Morgen, ich muss ja immer von der Friedrichstraße zum Mehringdamm fahren (U6). Ich heiße Ben und wohne in Berlin Prenzlauer Berg. Also laufe ich im strömenden Regen Richtung Friedrichstraße. Da ich eh schon sauer bin, rufe ich laut „Frosch“ (Autokorrektur...), als ich sehe, dass es einen Notarzteinsatz gab und deswegen die folgenden drei Züge ausfallen. Das bedeutet fünfundzwanzig Minuten Verspätung in der Schule und drei Minuten Anschiss von Herrn Meyer. Fünfundzwanzig Minuten später steige ich grummelnd in die gefühlt einzige U-Bahn der BVG, wo alle Türen, außer einer, eine Türstörung haben. Dreizehn Minuten später an der Kochstraße bleibt der Zug stehen und der U-Bahn-Fahrer macht folgende Durchsage: „Liebe Fahrgäste, aufgrund eines Polizeieinsatzes auf der Strecke muss ich Sie bitten, das Fahrzeug zu verlassen. Ich bitte um ihr Verständnis. Einen schönen Tag noch.“

Wütend steige ich aus und renne grummelnd die 700m bis zur Schule.

Nach Schulschluss scheint zum Glück die Sonne und ich gehe mit meinem Freund Jari zum Gemüsedöner Kreuzberg. Während wir im Bus sitzen, erkläre ich Jari die Diskussion zwischen Mama und mir, dass ich wenigstens einen Gemüse-Döner essen darf. Als ich in meinen Fleisch-Döner beiße, bleibt plötzlich ein Zahn stecken. Jari meint, ich soll ihn behalten, weil er Glück bringt.

Auf der Rückfahrt google ich, wie viele Kinder es auf der Welt gibt: 2,4 Milliarden.

Ich überlege, wie riesig dann das Schloss der Zahnfee sein muss.

Zuhause begrüße ich lachend meine kleine Schwester, die mich zur Begrüßung mit einem Kissen abwirft.

Lecker, es gibt Spaghetti-Bolognese. Jetzt weißt du warum da eine Nudel liegt.

Während ich Zähne putze, überlege ich, wie es die Zahnfee schafft, lautlos unsere Zähne abzuholen.

Kurz vorm Einschlafen, checke ich nochmal den Wetterbericht. Regen :(„Hey Siri, stell mir morgen um 06:30 Uhr eine Erinnerung Regenjacke einpacken!“, sage ich danach und schlafe ein.

Am nächsten Morgen ziehe ich ein T-Shirt an, um es danach wieder ausziehen und mir einen Pullover anzuziehen.

Ich gehe runter und mache mir Müsli. Nebenbei befrage ich Alexa zur glazialen Serie, weil mir eingefallen ist, dass wir heute darüber einen Test schreiben. Nachdem ich mir Zähne geputzt habe, ziehe ich mir eine Regenjacke an und sprinte zur Friedrichstraße. Zum Glück heute eine halbwegs moderne U-Bahn mit keiner Türstörung und kein Notarzt- oder Polizeieinsatz auf der Strecke. Richtig so! Leider ist das nur selten so. Weil eine Haltestelle übersprungen wurde, komme ich überpünktlich in der Schule an. Als ich mit Jari zum Tempeldöner in Tempelhof fahre, rufe ich (schon wieder) „Frosch!“ (Autokorrektur...) weil ich statt der nötigen sieben Euro nur fünf dabei habe.

„Nimm doch Cheeseburger Menu“, meint Jari dazu. Stimmt, eigentlich habe ich gerade mehr Bock auf Pommes und Burger als auf Döner. Ich persönlich liebe Tempeldöner – die Qualität ist ausgezeichnet. Und die Preise...

Zum Glück fällt mir diesmal kein Zahn aus und ich kann problemlos meinen Cheeseburger genießen. Lecker! Wie gesagt, gute Qualität zu günstigen Preisen.

Auf dem Rückweg schaue ich mir auf YouTube noch eine Nicht-Lachen-Challenge EXTREME an. Die war schlecht. Ich musste nicht einmal ansatzweise lächeln. Nächstes Mal ziehe ich mir lieber lustige Shorts rein.

Heute gibt es zum Abendbrot Brot.

Ein Hustler aus der Oberschicht (Auszug)

Eins

Ein Seelenverwandter

Jemand, der dich versteht, der dich liebt und der wie kein anderer immer für dich da sein wird.

Die Glocken läuteten. Nun war es an der Zeit, Abschied zu nehmen. Nur war dieser Abschied nicht vorübergehend, sondern für immer. Ich starrte den Sarg an. Er war düster und prölig. Hässlich, das passte ja nichtmal zu ihm! Eine Träne lief mir die Wangen hinunter.

“Du hast mir versprochen, dass wir da gemeinsam wieder rauskommen! Wie konntest du mir das antun?”

“Adam, das reicht!” Mein Vater legte seinen Arm über meine Schulter und dirigierte mich zurück zu unserem Platz.

Die Glocken läuteten ein zweites Mal. Er verschwand mitsamt dem Sarg in der Erde.

Es war der 22. Zwölfte, an dem Carlos sich das Leben nahm. Den Tag davor waren wir noch Weihnachtsgeschenke besorgen. Carlos kaufte neues Besteck für seine Eltern und einen großen Lolli für seine kleine Schwester. Mir schenkte er ebenfalls einen, als Anerkennung dafür, dass ich nun schon seit einem Monat clean war. Am Ende gaben wir uns einen Schwur, das Dealen ab nächstem Jahr komplett einzustellen.

Noch in derselben Nacht fand man Carlos Körper leblos im Badezimmer. Er hatte sich mit dem Brotmesser, das ein Teil der am Nachmittag frisch zugelegten Bestecksammlung war, die Pulsader aufgeschnitten. Wenig später war er verblutet. Seitdem sind nun zwei Wochen vergangen. Neujahr ist schon längst vorbei. Ein Hustler bin ich aber immer noch. Und mit dem Kiffen habe ich auch wieder angefangen.

Zwei

Ich will zurückgehen, in eine Zeit, bevor es geschah, aber das ist jetzt zu spät.

“Mhh, für mich bitte drei Sahnetorten, Herr Ober!”

„Adam! Aufstehen, Frühstück ist fertig!”

“Ja, ja, Herr Ober, mit ganz viel Schokosoße! Warte mal... Essen?” Ich grinste von einem Ohr zum Anderen. Schnell riss ich die Augen auf, sprang hoch und raste die Treppe hinunter, die Gedanken noch voll und ganz bei den Leckereien aus meinem Traum. Was dann geschah, verdarb mir den gesamten restlichen Tag. Auf dem Tisch standen eine Sellerietarte und selbstgemachte Ingwershots.

“Ich habe mal was Neues ausprobiert!” Strahlte meine Mutter mich an. Meine Kinnlade fiel mir drei Meter tiefer. Habe ich schon erwähnt, dass meine Eltern die größten Ökofans sind und unser gesamter Kühlschrank aus Grünzeugs & Pferdefutter besteht?

“Mann, das riecht ja echt unterirdisch.” Lilith kam mit verzottelten Haaren und verzogenem Gesicht die Treppe heruntergeschlurft. Ihr eines Auge war blau angeschwollen.

“Hast du dich schon wieder geprügelt? Sag bitte, du hast wenigstens gewonnen”, neckte ich meine kleine Schwester.

“Ach komm, nerv nicht.” Lilith rollte die Augen und winkte ab. Obwohl sie drei Jahre jünger als ich und somit gerade einmal 14 war, wurde sie ständig in irgendwelche Konflikte involviert. Diese löste sie zudem liebend gern mit nonverbaler Kommunikation. Einmal stritt ich mich mit Carlos so heftig, dass sie ihn daraufhin ins Krankenhaus beförderte.

“Adam, kannst du heute den Spaziergang mit Monti übernehmen?” Meine Mutter biss genüsslich in ein Stück Sellerietarte. “Ich muss noch einige Vorbereitungen für den heutigen Opernabend erledigen und das Sonntagsgebet fängt schließlich schon in einer Stunde an.”

Da mir der Appetit eh vergangen war, schnappte ich mir meine Schlappen und bugsierte den Pudel aus dem Haus. Es war noch recht früh am Morgen, sodass man Tau auf den Blättern unserer Eingangsrose erkennen konnte. Als wir noch klein waren, hatten Carlos und ich unter der Stelle, an der jetzt der Strauch wächst, unsere Zeitkapsel vergraben. Damals waren wir acht Jahre alt. Wir einigten uns darauf, diese mit achtzehn gemeinsam

wieder auszugraben. Nächstes Jahr war es soweit. Dann würden zehn Jahre vergangen sein. Nur würde Carlos diesen Tag nicht miterleben. Ich blickte in den Himmel. Er war stark vernebelt. Eine leichte Brise wehte mir durchs dunkelblonde Haar. Mann, war das kalt! Ich hatte die Morgendämmerung wohl unterschätzt. “Komm, Monti, wir gehen weiter.”

Zurück zu Hause sprintete mir meine Mutter direkt entgegen. “Adam, warum hast du so lange gebraucht? Der Gottesdienst fängt gleich an!”

Ich guckte auf die Uhr. “Zehn Minuten? Scheiße!”

Ich polterte die Treppe hoch und rannte zum Bad. Ich hämmerte gegen die Tür. “Lilith, mach auf!”

Aus dem Bad ertönte Musik auf maximaler Lautstärke. Pah, was beschwert die sich eigentlich immer über ihr schlechtes Gehör? “LILITH, MANN BIST DU TAUB? MACH DIE VERDAMMTE TÜR AUF! MONTI HAT MEIN BEIN MAL WIEDER MIT EINEM BAUM VERWECHSELT. ICH MUSS NOCH DUSCHEN GEHEN!”

Das Schloss drehte sich auf und der Kopf meiner Schwester kam zum Vorschein. Sie senkte ihren Blick bis zum Ende meines Hosenbeins und prustete los. Ich rollte die Augen, schob sie beiseite und zog die Tür hinter mir zu. Im selben Moment ertönte ein “BLACK PINK IN YOUR AREA” aus Liliths im Bad zurückgebliebener Musikbox.

Oh mein Gott, wann nimmt dieser K-popscheiß endlich ein Ende? Ich wusste genau, dass Lilith direkt wieder ins Bad stürmen würde, falls ich die Tür öffnete, um ihr die beschissene Box vor die Füße zu schmeißen. Also entschied ich mich lieber dafür die nächsten zehn Minuten mit Blackpink, BTS und Straykids zu verbringen. Und obwohl ich extra meine Morgenkippe weg ließ, waren wir wegen Liliths Arschloch-Katze, welche trotz ihrem luxuriösen Katzenklo lieber auf die Couch machte, mal wieder viel zu spät dran.

Schnell schubste ich Lilith aus der Haustür, mir allerdings schon vollkommen bewusst, dass wir unsere Eltern eh nicht mehr einholen würden. Mit weit ausladenden Schritten platzten wir mitten in die Predigt hinein. Daraufhin richteten sich alle Blicke auf uns und Liliths plüschiges, glitzerndes Einhorn-Schuhwerk.

Von stillen Menschen-Vielleicht

Unerreichbar. Für mich. Älter, leiser, hohe Mauern. So schätze ich dich ein. Nicht das ich das groß beurteilen könnte. Aber dieser Abstand macht mich irgendwie traurig.

Ich will dich kennenlernen. Aber ich glaube das könnte schwierig werden. Auch ich habe meine Grenzen, die es zu überwinden gilt. Auch ich bin manchmal still.

Vielleicht können wir irgendwann zusammen von einem einsam-still über die Mauern und Grenzen zu einem gemeinsam-still kommen. Oder auch gemeinsam ein wenig lauter. Mal sehen, vielleicht. Mal sehen. Es würde mich interessieren: Ist es ein gutes Still? Ich hoffe doch sehr... wenn nicht, dann hoffe ich, dass es irgendwann zu einem guten Still wird. Oder aus einem Still ein Laut. Muss ja nicht gleich Politikerlaut sein. So oder so würde ich gerne mit dir reden. Meinetwegen können wir auch leiser sprechen. Oder lauter. Vielleicht auch gar nicht. Vielleicht sitzen wir dann einfach nur da und unterhalten uns mit Blicken. Das wäre auch schön. Vielleicht. Ich träume zu viel.

Ich träume gerne von stillen Menschen. Besonders wenn sie nett sind. Ich hoffe übrigens immer noch es ist ein gutes Still. Vielleicht werde ich es nie herausfinden. Aber ich hoffe es. Ich dreh mich im Kreis. Vielleicht. Aber es ist ein schöner Kreis.

Ich rede gern immer wieder über stille Menschen. Oder auch nicht reden. Ich mag es, mit ihnen Zeit zu verbringen. Mit den meisten. Vielleicht auch mit dir. Das wäre schön. Stille Menschen sind oft schön. Nicht immer. Aber viele. Du bist schön. Für mich. Äußerlich. Ich glaube auch innen drinnen, aber das weiß ich nicht so gut. Vielleicht weiß ich es irgendwann... vielleicht. Hoffentlich. Tut mir leid. Der Kreis... ich weiß.

Stille Menschen denken viel. Glaube ich. Vielleicht auch nur ich. Ich denke, ich bin auch still. Nur bei den richtigen Menschen bin ich laut. Hast du Menschen bei denen du laut sein kannst? Vielleicht bin ich ja irgendwann einer dieser Menschen, dann kannst du auch bei mir ein bisschen lauter sein.

Wenn du willst. Du darfst auch ganz still sein. Ist okay. Dann reden wir mit unseren Augen. Aber es wäre schön, wenn wir dann miteinander sein könnten. Wenn wir irgendwann so weit sind, ein stilles Augengespräch zu führen.

Höhenangst

Natürlich spielt man neben einem Dinoskelett Schnick-Schnack-Schnuck. Wo sollte man denn bitte sonst die Fäuste ballen und fliegen lassen als würde man sich schlagen wollen? Etwa auf dem Dinoskelett? Dort ist es wackelig und rutschig und vor allem hoch. Ein Hoch das wegbrechen, einbrechen und einstürzen kann.

Und ganz ehrlich, ich hatte schon immer Höhenangst. Ein bisschen zumindest.

Ich denke aber du hast sie auch, diese Angst, in der Höhe vor der Tiefe. Wie du da vor mir stehst in Kampfposition. Wie eine Boxerin auf und ab hüpfst und diesen verbissenen Ausdruck auf den verkniffenen Lippen hast, der mir sagt: Du willst gewinnen.

Aber ich will es auch, ich will auch gewinnen. Nicht um zu gewinnen, sondern um das erhalten zu können, was nach dem Gewinnen kommt.

Denn wir haben nur ein Besucherticket, um die restliche Museumsausstellung zu besichtigen.

Also stehen wir zwei jetzt voreinander, auf dem rutschigen Linoleumboden des Staatsmuseums und tänzeln vor, zurück, vor und zurück. Bis wir zuschlagen. Beide. Gleichzeitig. Denn bei Schnick-Schnack-Schnuck müssen beide zuhauen, nicht nur Eine. Eine alleine geht nicht auf. Eine alleine kann nicht gewinnen.

Doch das ist unser Ziel: zu gewinnen.

Den ersten Schlag führen wir zwei synchron aus als wäre unsere Bewegung kein Kampf, sondern Kunst. Steinerne Kunst. Geballte Fäuste knallen aufeinander, aber gehen nicht kaputt.

Darauf folgt der zweite Schlag. Synchronität stolpert übereinander, und doch sind unsere Hände wie Druckerpapier, das sich stapelt.

Der dritte Schlag ist unausweichlich. Trotzdem kommt deine Faust unerwartet, als sie auf mich zufliegt. Du weißt, dass ich es nicht erwartet hätte, dieses Wissen blitzt in deinen müden Augen auf, als meine Erkenntnis kommt.

Meine Hand beschreibt eine Schere, die durch die Luft zischt und sich in deine Haare gräbt, einen glatten Schnitt tut. Ich hätte gedacht deine Hand versucht mir wieder Papierschnitte zuzufügen oder mindestens mich mit Steinen abzuwerfen. Doch das bildet sie nicht.

Deine Hand bildet einen Brunnen. Einen Brunnen, in den meine Scherenhand mit deinen abgeschnittenen Haaren hineinfährt, hineinfällt. Meinen Körper hinter sich herreißt, über diesen viel zu rutschigen Linoleumboden, über den glitschigen Brunnenrand, hinein in deinen viel zu dunklen Brunnen. Und so falle ich hinein in deinen Brunnen.

Während ich hinaufblicke in deine triumphierend-wildentschlossenen Augen und auf das Dinoskelett, welches schräg über mir thront und mir jetzt, wo ich in die Tiefe falle, mit seiner Höhe komischerweise gar keine Angst mehr macht.

Die Schnecke

Es war mal eine Schnecke, die wurde immer ausgelacht weil sie so langsam war und alle Käfer sie überholten und lachten. Dann traf sie Oma Schildkröte, die war genauso langsam wie sie aber wurde trotzdem nicht ausgelacht weil sie über 200 Jahre alt war. Deswegen war die Schnecke sehr traurig.

Eines Tages, da kam eine Schlange an und sagte „Ich hasse Geduldspiele!“ Die Schnecke fragte „Warum?“ Die Schlange daraufhin: „Man braucht Geduld und die habe ich nicht. Man kann aber einen Preis gewinnen!“ Die Schnecke sagte „Ist es ein saftiger grüner Salatkopf?“ Kaum machte die Schlange ihren Mund auf rannte die Schnecke im Schneckentempo los. Sie probierte das Rätsel aus und gewann ein Haus. die Schnecke sagte „Ich habe aber schon ein Haus“ Der Fuchs sagte „Wo steht dein Haus?“ Die Schnecke darauf hin: „Auf meinem Rücken“ Der Fuchs staunte und sagte „Dann musst du ja richtig stark sein!“

Und so wurde die Schnecke bis heute bewundert.

BS

Mond

Mein Telefon klingelt. Huh...? Das ist kein Ton den ich für irgendwen eingespeichert habe, ist ja seltsam.

Müde greife ich nach meinem Handy und stelle fest, das es sich um eine dieser Warnungen der Regierung handelt.

Aber es wurde doch gar kein Probelauf angekündigt?

Ich lese weiter, obwohl es eigentlich nichts zu lesen gibt außer einem Wort: „LAUF.“

Scheiße was?!

Nein warte, das ist sicher nur so ein Streich der bescheuerten Nachbarn... oder?

Noch ein Klingeln, jetzt stehen dort die Worte: „Und sieh NICHT den Mond an.“

Sekunde, was?!

Das wird extrem seltsam mittlerweile.

Wieder klingelt mein Handy, diesmal der standard Klingelton.

Gut 10 unbekannte Nummern schreiben mir: „Hast du schon den Mond gesehen? Er ist wunderschön!“

„Wow der Mond ist so schön heute Nacht oder?“

Alle sagen mir ich soll dringend den Mond ansehen. Ich selbst liebe den Nachthimmel also wieso nicht? Ich ziehe meine Gardinen beiseite und bevor ich weiß wie mir geschieht trifft ein extrem blendendes Licht in meine Augen und ich drehe mich schnell weg.

„Scheiße was ist denn hier los??“ fauche ich mehr zu mir selbst als zu irgendwem anders. Wieder klingelt mein Handy, es ist der Klingelton für meine Mom... „Hey süße, du musst dir unbedingt den Mond ansehen!“

„Mädchen Mädchen was verstehst du nicht an LAUF?“

wispert plötzlich eine Stimme in mein Ohr, wie als hätte sich jemand über meine Schulter gelehnt. Ich will schon herumfahren doch das Ding hält mich an den Schultern zurück.

„Hör mir jetzt genau zu. Wenn du nicht sterben willst, würde ich dringend empfehlen dich nicht umzudrehen.“

zischt das Etwas mit ins Ohr, und irgendwas sagt mir ich sollte dringend darauf hören, was es sagt. Dennoch muss ich nachfragen.

„Wieso sollte ich dir eigentlich vertrauen?“ frage ich zögerlich.

„Ach ich weiß auch nicht, vielleicht weil ich wirklich versuche, dir zu helfen?“ sagt es äußerst sarkastisch.

In meinem Kopf sind immer noch viele Fragen. Aber ich entscheide, dass es besser wäre, sie bei mir zu behalten. Zumindest vorerst.

Also tue ich wie mir befohlen und bleibe zitternd mit dem Rücken zu dem Etwas stehen.

„Gut so Mädchen, wirklich eine äußerst weise Entscheidung, das muss ich dir lassen.“

Flüstert das Etwas und ein Schauer läuft mir über den Rücken.

„Nun los, LAUF schon hm?“ wispert es ruhig in mein Ohr und dann ist es fort, zumindest fühlt es sich nicht mehr so an als würde etwas direkt hinter mir stehen, was wohl schonmal besser ist.

Dennoch werde ich das Gefühl nicht los, dass mich immer noch irgendwas aus den Schatten heraus beobachtet.

„Sag mal musst du mir die ganze Zeit so im Nacken hocken?“ frage ich.

„Wen du direkt in diesen Bann fallen willst kann ich auch gehen.“

Schnell schüttle ich den Kopf.

„Sehr gut...“ sagt es noch und dann Stille.

Oh man, in was bin ich hier bloß hineingerutscht?

Vielleicht ist das doch alles nur ein böser Albtraum?

Ich zwicke mich in den Oberschenkel- Autsch!

Oh. OH. Ich denke ich sollte jetzt wirklich WEGLAUFEN. Ich schnappe mir meine selbstgenähte Tasche, stecke ein wenig Toastbrot ein, weil was wäre, wenn das jetzt eine Apokalypse ist oder so-!

Ich sollte wirklich anfangen richtige Bücher, die kein Science Fiction sind, zu lesen, das macht mich noch paranoider als ich sowieso schon bin.

Ich schnappe mir meine Jacke, stolpere aus der Tür und krache beinahe gegen meine nette, alte Nachbarin. Sie stöhnt auf, Tränen laufen ihr über die Wangen, und irgendwas sieht nicht so aus wie es das sonst tut... Ich starre sie perplex an und dann fällt es mir auf: ihre Augen!

Die sonst so dunklen, freundlichen Augen sind beinahe komplett weiß.

Wieder stößt sie einen Laut aus den ich nicht zuordnen kann und dann bringt sie schwach etwas über die Lippen: „I-Ich sehe n-nichts mehr, H-Hilfe, irgendwer HILFE!!“

Je länger sie spricht desto höher wird ihre Stimme und mittlerweile schreit sie nur noch in einer ohrenbetäubend Tonlage.

Ich halte mir geschockt die Ohren zu. Und da krabbelt es in meinem Hinterkopf und ich höre die selbe Stimme wie von vorhin. Leise flüstert sie in meinem Hinterkopf: „Ich würde dir immer noch empfehlen zu rennen und nicht so laut zu sein oder willst du sie etwa zu dir einladen?“

Ich nicke weil ich jetzt einfach mal davon ausgehe, dass es mich sowieso sieht.

Wow wie beruhigend...

Ich renne aber nicht sofort los weil ich mir immer noch unsicher bin, was ich eigentlich von diesem etwas, das scheinbar alles mitkriegt, halten soll und als wäre es wirklich in meinem Kopf sagt es: „Wird's bald?“ Ich zucke zusammen und mit schwerem Herzen lasse ich sie zurück, stoße die Tür auf und schon schlägt mir kühle Nachtluft entgegen. Ich senke den Blick und trete hinaus.

When The Sky Went Quiet

Everybody loves the sky, right? Just looking up, seeing clouds and the sun at daytime and stars and the moon, when you're lucky even other planets, at night. It's calming.

But what if one night everything disappears?

What if the world looks up to find the stars... and they are gone? No moon, no constellations, no glow on the horizon, nothing but suffocating, endless darkness.

Maybe it's just a scientific anomaly, people think. Maybe nothing but a cosmic dust cloud blocking our view at our sky.

When birds stop flying, when radios fall silent, and when dreams become empty, humanity realizes. It's something deeper than just dust, something's broken in our universe.

The oceans change first. Tides no longer rise and fall, and the shoreline becomes a stagnant mirror of salt and sand. Fishermen stare at their boats, stranded where the water should have lifted them.

Then come the nights without sleep – because without the moon the world never truly rests. Cities drown in artificial light but even that begins to flicker, as if electricity itself hesitates to exist without the stars to anchor it.

Scientists try to measure, to calculate, to explain, but their equations collapse into nonsense. Telescopes search for galaxies and find nothing but blankness. Astronauts orbiting above the Earth send messages filled with panic – descriptions of a void so consuming that even their own reflections seem to vanish.

And then humanity begins to wonder: if the sky can go quiet, if it can simply disappear, what else might follow?

Meine Wahrheit

Ich finde dich in jedem Raum. Meine Augen finden dich, mein Körper findet dich, wenn ich spüre, wo du bist, ohne zu gucken.

Ich finde dich zugleich dazwischen. Zwischen den Menschen, zwischen den Räumen und zwischen meiner Freude und der größten schmerzenden Sehnsucht. Jederzeit bist da du, gefangen an der verwischten Grenze zwischen zwei verschiedenen Seiten. Du bist nichts sicher zuzuordnen, nicht der Realität und nicht der Vorstellung.

Ich finde dich auch darüber. Über den Gesprächen, deine Stimme deutlicher als all die anderen, über meinen Gedanken, als würdest du da schweben und sie sind schwer und hängen deshalb tiefer. Dein Sein ist scharf gestellt, wie übergeordnet, bloß nur für mich. Ein höherer Fokus.

Ich finde dich sogar außerhalb. Außerhalb meines Gefängnisses der Empfindungen, die mir selbst weh tun und fast außerhalb der Schatten in meinem Zimmer. Du bist eher die Sonnenseite, warm, wie du strahlst. Unerreichbare Nähe.

Ich finde dich darunter. Unter der Oberfläche, die sonst alle zurückhält. Unter all den Rollen, die täglich von dir gespielt werden.

Ich finde dich seltsamerweise immer, ohne jemals nach dir gesucht zu haben.

Wenn ich spreche, tropft diese Wahrheit aus meinen Worten und auf den Boden. Irgendwann siehst du sie und ich stelle mir vor, dass du mich da findest.

Die verärgerte Pilotin

Resigniert starrte Kaleen auf die wenig vielversprechenden Bilder des Planeten. Die staubtrockene Einöde bestand im Grunde nur aus zerfurchtem Boden und eintönig braun-beiger Farbe. Kein Windhauch, kein Wasser, keine Lebensformen. Die Landschaft des Planeten glich einer längst verlassenem Savanne auf der Erde. Zumindest nahm Kaleen das an, denn vom sagenhaften blauen Planeten hatte sie bis her nur Bilder gesehen. In Zeiten wie diesen konnte es sich kein Durchschnittsbürger mehr leisten, auch nur den kleinen Zeh auf Terras Boden zu setzen. Dort hatten sich die Superreichen verschanzt, Menschen, die sich an Rohstoffförderung oder der Herstellung von Raumschiffteilen eine goldene Nase verdient hatten.

Neben dem Foto wurden auf dem holografischen Display nun verschiedene Messdaten der Instrumente eingeblendet; Atmosphärendruck, Sauerstoffgehalt, Temperaturen, bla, bla, bla. Kaleen seufzte und fuhr sich genervt durch die schulterlangen Haare. Sie war diese langweiligen Erkundungsmissionen so leid. Seit drei Monaten tat sie nun nichts anderes, als in ihrem hochfunktionsfähigen Raumschiff – der Nebula3 – durch die nicht kartographierten Gebiete zu schippern und ihre überragenden Fähigkeiten an Aufgaben wie „Erkundung unbekanntes Raumes“ zu verschwenden.

Als sie nach langen Jahren harter Arbeit, ununterbrochenen Lernens und endlosem Training endlich ihr Abschlusszeugnis in der Hand hielt, hatte sie gedacht, sie hätte es geschafft. Sie würde für die ISA Missionen fliegen und die Galaxien zu einem sichereren Ort machen. Schließlich hatte sie in der Prüfung die beste Punktzahl erzielt, war sie doch jedes einzelne Manöver fehlerfrei geflogen. Auch wenn im ganzen Trubel, den diese Callie mit ihrem blauhaarigen Freund und der miesgelaunten Tusse veranstaltet hatte, ihre Gratulation deutlich zu kurz gekommen war.

Stattdessen hatte man ihr die langweiligste Aufgabe aller Zeiten gegeben und sie mit dem Auftrag losgeschickt, in den unbekanntes Systemen der Schmetterlingsgalaxie die Planeten zu kartographieren und festzustellen, ob sie für menschliches Leben geeignet waren. Auch jetzt steckte sie in irgendeinem namenlosen Sonnensystem fest, weil sich die terranische Regierung in den Kopf gesetzt hatte, in den bisher unbekanntes Gebieten Kolonien zu gründen. Dem zu Folge, was Kaleen bisher gesehen hatte, ein eher unwahrscheinlicher Fall. In den drei Monaten hatte sie vierundzwanzig Systeme

durchkämmt, einhundertzweiundneunzig Planeten erforscht und keiner davon eignete sich für Kolonialisierung von Menschen. Keine Atmosphäre hier, zu wenig Wasserressourcen da, zu große Hitze dort drüben. Natürlich könnte man die Landschaft mit neuester GFT – Geo-Forming Technology – anpassen, aber das wäre mit erheblichen Kosten verbunden, die sich die Geizhalse namens Regierung natürlich sparen wollten.

Also schickten sie lieber die beste Pilotin der Intergalactic Space Academy los, um zu prüfen, ob es nicht doch irgendwo einen Planeten gab, den man nicht umzuformen bräuchte, um ihn zu besiedeln.

„Scheiße!“

Wütend haute Kaleen ihre Faust auf den halbkreisförmigen Tisch, der vor ihr in der Kommandozentrale des Forschungsschiffs stand. Darüber hingen unzählige holografische Displays mit Bildern, den frustrierenden Messdaten und weiterem Zeug, um das sich ihre Kollegen kümmern mussten. Diese schauten sie jetzt mit einem leicht ängstlichen, leicht besorgten Gesichtsausdruck angesichts ihres Ausbruchs an. Silas knetete die Hände – mal wieder – und Zoe duckte sich ein wenig.

Kaleen verdrehte die Augen. Inzwischen sollten diese schreckhaften Gestalten sich daran gewöhnt haben, dass sie ihre Emotionen gern hinaus-schrie, vorzugsweise mit einem saftigen Fluch und der Demolierung eines unschuldigen Einrichtungsgegenstandes. Die beiden waren genau die Sorte Mensch, die man für eine so langweilige Aufgabe engagierte; mittelmäßiger Abschluss, keine besonderen Fähigkeiten oder Erfahrungen. Warum ausgerechnet sie, die über einen hammermäßigen Abschluss, unzählige besondere Fähigkeiten und ausreichend Erfahrungen verfügte, diese Truppe anführen musste, war ihr völlig unklar. Wenn wenigstens mal etwas Spannendes passieren würde...

„Okay Leute, wir verlassen dieses System wieder“, seufzte Kaleen. Ein weiterer Fehlschlag, wie zu erwarten. Was hatten die Regierungstypen nur immer mit ihrer dummen Kolonialisierung? Als hätte Terra nicht schon mehr als genug Kolonien nicht nur überall in der Milchstraße verteilt, sondern auch in den Nachbargalaxien. Aber Aufgabe war Aufgabe und so würde sie höchst wahrscheinlich noch einmal drei Monate damit verbringen, unbewohnbare Planeten auf den holografischen Displays der Kommandozentrale zu beobachten. Bei diesem Gedanken entwich ihr gleich das nächste Seufzen.

„Silas, schreib den Bericht und schick ihn den Idioten, die mich hierher

degradiert haben“, wies sie ihren blonden Kollegen an, der noch immer leicht verängstigt aussah.

„Aber, das ist doch eigentlich deine Aufgabe“, wandte der leise ein.

„Mir doch egal, du hast sowieso nichts zu tun. Und jetzt Klappe halten, an die Arbeit“, fuhr sie ihn ungehalten an.

Silas zuckte zusammen und begann dann zu tippen, als hinge sein Leben davon ab.

Kaleen schüttelte den Kopf im Hinausgehen. „So eine Zeitverschwendung“, murmelte sie zu sich selbst und fuhr sich erschöpft übers Gesicht. Man hätte sie auch für einen diplomatischen Einsatz in den Tosoria-Sektor schicken können, aber nein, sie durfte hier durch die Gegend gurken und ihre Talente verschwenden. So eine Scheiße.

Im Cockpit ließ sie sich in die vertrauten Polster des Pilotensitzes fallen und wischte mit ein paar schnellen Handbewegungen auf dem Display herum, das vor ihr in der Luft schwebte.

„Nächstes Ziel: Planet Ohne-Namen im Mitten-im-Nirgendwo-System“, grummelte Kaleen vor sich hin und programmierte den Kurs ein. Langsam fuhr sie die Triebwerke hoch, überprüfte die künstliche Schwerkraft und kontrollierte den Standort ihrer Kollegen.

„Achtung an die Mannschaft, bitte festhalten oder euch werden die Unterhosen weggepustet“, gab sie über das schiffseigene Kommunikationsnetz weiter und wartete knappe zwei Sekunden. Dann startete sie den Lichtgeschwindigkeitsantrieb und los ging es. Als die Startturbulenzen überwunden waren, schaltete sie mit einem erneuten Wischen den Bordcomputer ein und ließ die KI das Steuer übernehmen. Sie brauchte dringend eine Pause.

„Ich hau mich jetzt aufs Ohr, wenn es Probleme gibt, regelt das gefälligst allein. Wehe ich werde gestört“, leitete sie an die anderen beiden weiter. Damit ging sie den mit Leuchtstreifen am Boden und an der Decke beleuchteten Gang entlang zu ihrem Raum und ließ sich dort angekommen sofort aufs Bett fallen. Wer hätte gedacht, dass es so nervenaufreibend werden würde, Planeten mit Sonden zu beschießen und deren Daten auszuwerten? Nur leider nicht nervenaufreibend, weil es so spannend war, ganz im Gegenteil. Viel länger hielt Kaleen das nicht aus, oder sie würde an ihrer langen Weile verrecken.

Irgendwann, als sie all ihre geistige Energie für ihre wütenden Gedanken verbrauchte hatte, schlief sie dann doch ein.

Verstecken

CN: Gewalt

Ich nahm die gewohnte Route durch die Straßen von Saint Blytheford. Es war schön, dass man zu dieser Tageszeit herumschlendern konnte, ohne einer Menschenseele zu begegnen. So sehr ich meine Familie auch liebte, war es auch

manchmal ganz schön alleine zu sein. Nachdem ich knapp 10 Minuten gelaufen war, fiel mir ein seltsamer roter Lieferwagen auf, der mir schon eine Weile folgte. Ich beschleunigte und steuerte auf den schmalen Feldweg zu, auf den das Auto mir nicht folgen konnte. Plötzlich ertönte ein Knall und noch einer, keine Sekunde später. Leider hatte ich genug Filme gesehen, um zu wissen, was das hieß. Trotz der Gefahr drehte ich mich kurz um und bemerkte, dass zwei der

Typen sich aus der Fahrerkabine des Wagens lehnten und mit Pistolen in meine Richtung zielten. Diese gaben weitere Schüsse ab, welche mich nur knapp verfehlten. Erschrocken zuckte ich zusammen und begann zu rennen.

Erst wog ich mich in Sicherheit, sobald ich den Feldweg erreichte, doch meine Verfolger sprangen einfach vom Laster und folgten mir zu Fuß. Ungefähr sieben weitere sprangen hinten aus dem Fahrzeug und nur einer blieb damit zurück. Alle waren bewaffnet und schossen auf mich. Panisch holte ich Luft und lief, als hinge mein Leben davon ab, was es ja auch tat. Was wollen die von mir? Ich blieb nicht stehen, um das herauszufinden, sondern lief weiter und verließ den Feldweg auf der anderen Seite.

Das Viertel hier wurde durch viele farblose Häuser ausgezeichnet. Es waren diese Art von Häusern, die die Superreichen in unserer Stadt bewohnten. Mir hatte es nie gefallen, aber einige meiner Klassenkameraden lebten hier. Eilig rannte ich weiter und hörte erneut den Wagen. Offenbar hatten die restlichen Männer einen Umweg genommen, waren nun aber doch wieder auf meiner Spur. Mein Atem ging pfeifend und selbst ich bekam langsam keine Luft mehr.

Mir war klar, dass ich eine Entscheidung treffen musste, also bog ich um noch eine Ecke und kauerte mich hinter eine der Mauern in den Vorgärten.

Ich hielt den Atem an und betete, dass mich keiner entdecken würde. Mein Herz schlug laut und verräterisch in meiner Brust. In wenig Entfernung hörte ich die Männer anhalten. „Wo ist sie hin?“, wollte einer in aggressivem Tonfall wissen. „Sie kann doch nicht weg sein.“

Ich konnte nichts sehen, aber dennoch hatte ich das Gefühl, dass mindestens einer der anderen die Schultern zuckte. Dann hörte ich die Schritte und die Geräusche des Wagens, die sich entfernten. Kraftlos legte ich den Kopf gegen die Mauer und versuchte, meine Atmung unter Kontrolle zu bekommen.

„He! Was machst du in meinem Vorgarten?“, wollte eine mir seltsam vertraute Stimme wissen. Ich schrak zusammen und fuhr herum. In der Tür der Hauses stand ein Junge mit dunklen Locken und blauen Augen. „Liviana? Was tust du in meinem Vorgarten?“

Mir fiel wieder ein, woher ich ihn kannte. Er hieß Rafferty George McConnell und ging in meine Klasse. Wahrscheinlich war es ziemlich offensichtlich, dass ich noch unter Schock stand, zumindest änderte sich seine Mine von Überraschung zu Besorgnis.

„Was ist passiert? Du siehst aus, als hättest du einen Geist gesehen.“ Zitternd versuchte ich, mich aufzurichten, was nur halbwegs gut funktionierte. „Kann... kann ich hierbleiben?“, fragte ich mit leiser, kraftloser Stimme. „Ich ka-kann jetzt nicht zurück nachhause gehen.“

Er nickte und half mir dann, ins Haus. „Alles klar. Du kannst ruhig bleiben, wenn du möchtest. Meine Eltern und Geschwister sind sowieso das ganze Wochenende bei Moms Eltern, also werden sie keine Fragen stellen.“

Mir fiel ein, was meine beste Freundin Daisy einmal über ihn gesagt hatte, dass er ein Gentleman war. Hoffentlich ist das für Daisy in Ordnung...

Wie es aussah, hatte sie zumindest mit ihrer Aussage Recht, denn Rafferty half mir zum Sofa, wo ich mich in die Kissen sinken ließ. Schritte ertönten auf der Treppe, die nach oben führte, aber ich hatte keine Kraft mehr, den Kopf zu heben. Ich fühlte mich zerschlagen und so müde, wie noch nie.

Gleichzeitig war ich panisch vor Angst und konnte das eben Geschehene kaum verarbeiten. Mein Herz schlug immer noch zu schnell, auch wenn ich versuchte, mich zu beruhigen. „Was macht sie hier?“, fragte eine leise Stimme, aber Raffertys Antwort konnte ich bereits nicht mehr hören, denn ich glitt dankbar in die Dunkelheit hinab...

Verbotenes Sein

Seit ich mich erinnern konnte, kämpfte ich darum gesehen zu werden. Alles war ein Kampf, mein ganzes Leben. Nicht nur, das ich mit meiner Pflegefamilie nicht zurecht kam, sondern auch, das mich wirklich keiner ausstehen konnte. Vielleicht lag es daran, das keiner wusste was ich war oder woher ich kam.

Dazu sollte man erstmal wissen, das fünf magische Völker existierten. Naja, eher vier, denn über eines der Völker galt es verboten zu reden, wenn man keinen grausamen Tod sterben wollte.

Sie waren alle Sidhe, auch Elfen genannt. Auf den ersten Blick sahen sie hübsch aus, doch sie besaßen tödlich Reißzähne.

Und es gab uns Menschen. Wir wurden von den Sidhe verachtet. Deswegen traf man sie auch nicht oft in Menschenstädten an. Wenn man sie traf, dann an ihrem Geburtsort, an den sie immer wieder zurückkehrten.

Meine Eltern waren schon vor langer Zeit gestorben. Ich kannte sie kaum und woher sie kamen wusste ich auch nicht. Deswegen wusste ich nicht wer ich war. Und meine Pflegefamilie wich meinen Fragen immer wieder aus. Das frustrierte mich, deswegen versuchte ich oft, selber etwas über meine Herkunft zu erfahren.

Auch heute hatte ich wieder Jemanden gefunden, der vielleicht etwas über mich wissen könnte.

Ich lief die schwach beleuchteten Gassen der Hauptstadt entlang. Es war schon dunkel, wodurch die einzelnen Fenster wie Glühwürmchen wirkten. Es roch nach frischem Brot und mein Magen knurrte. Mist! Vielleicht hätte ich vorher noch etwas essen sollen. Jetzt war es zu spät. Egal, es würde hoffentlich eh nicht solange dauern.

Ich bog nach rechts, in eine Gasse, wo kein einziges Licht brannte.

Vor einem kleinen heruntergekommenen Laden blieb ich stehen. Ein Schild mit der Aufschrift: Antiquitätengeschäft Eliquida, Inhaber: Maximus Eliquida. Was war das denn für ein Name?!

Ich zuckte mit den Schultern und trat ein. Ein kleine Glocke klingelt.

Es war ein überschaubarer Raum der mit allen möglichen Schmuck, Möbeln und seltenen Gegenständen ausgestattet war. Die Luft war stickig, als würd ich gegen eine Wand laufen und nur eine mickrige Öllampe spendete Licht. Plötzlich trat ein alter Mann aus den Schatten an den alten Tresen. Er hatte gespenstige Haare, eine krumme Nase und jede Menge Falten im Gesicht. „Sind Sie Miss Khazir?“ fragte er mich mit verrauchter Stimme. Sofort war ich in Alarmbereitschaft. Ich hatte niemandem erzählt das ich herkommen würde.

„Woher wissen Sie das?!“ fragte ich, vielleicht etwas zu schnell.

„Ach, ich hab meine Augen und Ohren überall.“ antwortete er mit einem gefährlichen Grinsen. Alle meine Sinne schrien: „Lauf!“

Doch ich hatte das Gefühl, er wusste etwas. Und ich brauchte das Wissen.

„Was wissen Sie sonst noch über mich?“ fragte ich.

„Oh, ich weiß eine Menge. Was willst du den wissen?“

Umso schneller ich meine Frage stellte, umso schneller war ich hier weg.

Aber es war riskant und gefährlich.

„Wer bin ich?“

Ein gefährliches, fast schon bizarres Grinsen breitete sich auf dem Gesicht von Maximus Eliquida: „Du bist eine Menge. Das Übernatürliche. Das Gefährliche...das Verbotene.“

Was?! Ich hatte keine Ahnung, was er damit meinte. Dann ging mir ein Licht auf. Verdamm! Nein, oder?! Der alte Mann registrierte meine Erkenntnis mit Freude.

„Und genau deshalb ist es dir leider nicht gestattet, die Menschen weiter zu gefährden, mit deiner...Präsenz.“ Das letzte Wort betonte er abwertend. Meine Instinkte schlugen Alarm. Doch es war schon zu spät. Ich spürte eine Hand auf meinem Mund und roch einen seltsamen Geruch.

Das war doch...

„Jetzt kommst du dahin, wo du hingehörst!“ flüsterte eine Stimme an meinem Ohr. Dann wurde alles Schwarz und ich versank in endlosem Nichts.

Geschenke und Dolche

Avensha brauchte dringend ein Geburtstagsgeschenk. Und zwar nicht für irgendwen. Sie brauchte es für ihren Vater. Und laut der Prophezeiung, musste es etwas besonderes sein. Etwas von einem Familienmitglied. Außerdem besagt die Prophezeiung, dass es sein letzter Geburtstag sein würde, worüber Avensha aber nicht nachdenken wollte. Sie wollte lieber über die Feierlichkeiten am königlichen Hof nachdenken, die gerade von der gesamten Dienerschaft vorbereitet wurden. Sie jedoch, war erstens keine Dienerin und zweitens in der Stadt. Geburtstagsgeschenke kauften sich schließlich nicht von selbst, auch wenn das ein wirklich tolles Geschenk für ihren Vater wäre. Aber da er ohnehin nicht mehr zu so vielen Geburtstagen schenken musste und es außerdem unmöglich war, fing Avensha erst gar nicht zu suchen an. Stattdessen betrat sie mit leisem Klingeln der Ladenglocke einen wunderbaren winzigen Antiquitätenladen am unteren Ende der Hauptstraße. Von außen war er mehr als unscheinbar, von innen das genaue Gegenteil. Ein magisch aussehendes Stück reihte sich an das nächste, bis weit ins Haus hinein. Obwohl Magie eigentlich im gesamten Süden verboten war, gab es solche Läden zuhauf. Die meisten verkauften jedoch nur gefälschte Artefakte oder andere angeblich magische Gegenstände. Hier jedoch roch es geradezu nach alter Magie. Avensha konnte sich wie immer nicht entscheiden, was sie wollte, wie auch. Ein winkendes Gemälde ihrer Urahnin Queen Emeraldalda, ein durch die Gegend hüpfender Teekessel und ein im königshaus-grün schimmernder Mantel schienen sich ihr gerade zu aufzudrängen. Avensha wollte gerade den Mantel nehmen, da ertönte eine Stimme hinter ihr. „Den würde ich nicht nehmen, er beißt. Und außerdem kratzt der Stoff des Mantels fürchterlich.“ Ein Mädchen stand hinter ihr, gekleidet in ein dunkelgrünes knielanges Kleid mit filigranen Verzierungen. Um ihren Hals hingen mindestens sechs verschiedene Ketten und ihre lange Finger zierten zahlreiche goldene Ringe. Doch das schönste an ihr waren nicht die Ketten oder die Spitze an ihrem Kleid. Es war ihr herzförmiges braungebranntes Gesicht, das so viel Lebensfreude ausstrahlte, dass Avensha losziehen und auf ein Abenteuer gehen wollte. „Ich an deiner Stelle würde die goldene Schwertscheide nehmen. Sie wird deinem Vater gefallen!“ Avensha fragte sich, woher das Mädchen wusste, was sie suchte, doch als sie die Schwert-

scheide in die Hand nahm, wusste sie, dass es richtig war. „Danke.“, sagt sie schlicht, obwohl sie sonst nicht so kurz angebunden war. Das Mädchen verwirrte sie nur. Noch nie hatte sie eine solche Schönheit gesehen und das wollte etwas heißen, denn Avensha sah oft schöne Frauen auf Bällen. „Wie steht es um die Vorbereitungen?“, fragte das Mädchen, als sie gemeinsam zur altmodischen, mit goldenen Verzierungen geschmückten Kasse gingen. „Gut, die Köche lassen mich oft probieren.“ Sie lachten. Avensha fiel auf, dass das Mädchen ein wirklich schönes Lachen hatte. Plötzlich hörte sie von oben ein Räuspern. „Rowen! Was tust du da?“ „Wir haben eine Kundin Pa!“, rief sie zurück und höchstens fünf Sekunden später stand ein Mann, etwa im Alter von Avenshas Vater hinter den Tresen. Er lächelte herzlich. „Wie schön Euch zu sehen, Prinzessin!“, grüßte er höflich, wie Avensha gewohnt war. „Euch auch, Meister des Ladens!“, antwortete sie mit der gewöhnlichen Floskel. „Ich sehe, meine Tochter Rowen hat Euch schon sehr gut beraten!“, lächelnd schaute er auf die goldene Schwertscheide. „Darf ich Euch noch etwas anbieten, was vor langer Zeit seinen Weg in diesen Laden gefunden hat? Ich habe es von meinem Großvater geerbt, dieser wiederum von seinem und jetzt ist die Zeit gekommen, es jemandem anzuvertrauen.“ Avensha starrte ihn höchst verwirrt an. Dann jedoch nickte sie, weil sie erstens nicht unhöflich sein wollte und zweitens schon immer neugierig gewesen war. Der Meister nickte seiner Tochter zu und diese flitzte in den hinteren Teil des fantastischen Ladens. Nur Sekunden später kam sie zurück und legte es auf den Tisch. Als der Vater es aus den grünen Seidentüchern ausrollte, erkannte man zwei Dolche. Doch es waren welche, die Avensha noch nie gesehen hatte. Einer strahlte silbern mit grünem Edelstein in den Griff eingearbeitet, der andere schimmerte schwarz mit ebenfalls grünem Edelstein. Außerdem war ein Wappen in den Griff gearbeitet, das Avensha noch nie gesehen hatte. „Du sollst sie haben, es fühlt sich richtig an!“, sagte er lächelnd und legte ihr einen der Dolche in die geöffnete Handfläche. Irgendetwas veränderte sich in Avensha als sie die Dolche in der Hand hielt. Der Ruf nach Abenteuer den sie schon seit ihrer Kindheit nicht mehr gespürt hatte, war wieder da. Dann legte sie die Dolche zurück in die Tücher und der Zauber war vorbei. „Wie viel sollen sie kosten?“, fragte sie den Ladenmeister. Er lachte leise und schüttelte den Kopf. „Sie sind Euers, Prinzessin!“, sagte dann. Avensha fragte sich, warum, sie ihr gehörten. Noch nie in ihrem Leben hatte sie einen solchen Dolch gesehen. „Aber ich möchte Euch

eine Bezahlung geben, Meister!“, antwortete sie ihm bittend. Er seufzte. „Prinzessin, einige Gegenstände sind nicht für Bezahlung gedacht!“, erwiderte er, während er die Schwertscheide in königshaus- grünes Seide einwickelte. Er reichte sie Avensha und legte die eingepackten Dolche zurück. „Nehmt sie Prinzessin! Sie sind für Euch bestimmt.“ Dann verschwand er wieder im Hinterzimmer. Avensha schaute ihm nach. Sie hasste es, stehen gelassen zu werden, aber sie würde trotzdem eine Bezahlung hinterlassen, egal was der Meister des Ladens sagte. Das Mädchen, Rowen, stand immer noch neben dem Tresen und schaute Avensha bedauernd an. „Tut mir leid! Er ist manchmal einfach so.“, sie lachte. „Komm, ich bring dich zur Tür und passe auf, dass der Mantel dich nicht beißt!“ Sie griff nach Avenshas Arm und zog sie durch einen Gang, der ihr vorher nicht aufgefallen war und der noch viel mehr wunderbare Dinge versteckte, zurück zur Tür. Avensha lächelte. Plötzlich durchzuckte sie ein Gedanke. Konnte sie Rowen und ihren Vater zum Geburtstag einladen? Als Bezahlung? Sie lächelte erfreut. Mit einer Freundin würde es bestimmt halb so langweiligeren wie sonst immer. „Möchtest du vielleicht mit deine Vater zum Geburtstag kommen?“, fragte sie, als sie vor der Tür standen. Rowen nickte erfreut. „Warum nicht? Ich glaube nicht, dass mein Vater schon etwas vor hat.“ Sie lächelten sich an und für Avensha fühlte es sich an, als würde die Sonne hinter der dichten Wolkendecke aufblitzen. Dann stieg sie zurück in ihre Kutsche, die selbstverständlich vor der Tür wartete und machte sich mit Rowen im Kopf auf den Rückweg.

A-N-N-A

Vor diesem Moment fürchte ich mich jedes mal aufs Neue. Trotzdem öffne ich die Holztür meines Schreibtischs und fasse mit beiden Händen in die Dunkelheit. Meine Finger finden die Kanten des Schuhkartons und ziehen ihn heraus. Vier Buchstaben starren mir entgegen. Ich selbst habe sie auf den Deckel geschrieben, nachdem ich den Karton bekam. Nun steht er vor mir auf dem Laminat. Geduldig, als wüsste er, dass es wieder einmal soweit ist. Ich klemme ihn mir vor die Brust und mache mich auf den Weg. Meine Füße kennen die Schritte. Die Septembersonne scheint auf mich hinab und wird von dem Gelb des Kartons reflektiert. Ich spüre sein Gewicht beruhigend an meiner Brust.

Das erste Mal sah ich ihn in der hintersten Ecke eines Regals im Haus meiner Großeltern. Der gelb bemalte Deckel stach mir ins Auge, als ich im alten Kinderzimmer meiner Mutter herumstöberte, in dem meine Schwester und ich nun immer schlafen, wenn wir dort sind. Neugierig zog ich den Karton damals hervor. Der Staub blieb an meinen Fingerkuppen haften, während ich den Deckel anhub.

Im Inneren erwarteten mich dicht beschriebene Briefe. Es war die Handschrift eines Fremden, der immer und immer wieder seine Liebe gestand. Ich wünschte, es wäre schon Freitag und du wieder bei mir, schrieb er. Und: Bitte pass auf dich auf, Anna. Ich will nicht, dass dir etwas passiert. Anna. Augenblicklich flutete mich altbekannter Schmerz und vermischte sich mit der Angst davor, was diese Briefe mir möglicherweise über sie anvertrauen würden. Worte, die nicht dafür bestimmt waren, dass ich sie zu lesen bekam.

Ich las sie alle, jeden einzelnen Brief. Fasziniert, wie man eine Wunde am eigenen Körper betrachtet. Mein Blut rauschte mir in den Ohren, während ich las.

Ich sah alles genau vor mir: Der fremde Junge, wie er am Bahnhof wartete, bis Anna aus dem Zug stieg. Die beiden in Omas Küche, während meine Großeltern im Urlaub waren und nicht ahnten, dass ihre Tochter einen Jungen zu sich eingeladen hatte. Anna, die auf Partys ging, um der Stille zu lauschen.

Die Bilder stellten seltsame Dinge mit mir an. Die Vergangenheit saß plötz-

lich hinter meiner Stirn und klopfte leise gegen die Schädelwand. Sie gab sich selbst Preis. Erzählte mir, dass meine Mutter konsumierte, um kurz zu verschwinden. Vielleicht hoffte sie auch, nicht mehr zurückzukehren. Irgendwann zwang ich mich dazu, den Deckel des Kartons zu schließen. Mir war, als würde mich der Innenraum sonst verschlucken und möglicherweise nicht mehr freigeben.

Doch als meine Oma mir Monate später den Karton zu meinem 18. Geburtstag überreichte, erkannte ich ihn sofort wieder. Vielleicht hätte ich das Geschenk als seltsam empfunden, wenn ich nicht gewusst hätte, was seine frühere Verwendung gewesen war. So aber fühlte es sich so an, als würde etwas zu mir zurückkommen, das ich lange gesucht hatte. Als würde sich ein Kreis schließen, der sich zwischen den Generationen spannte.

Nur die Briefe fehlten. Als hätten sie nie existiert. Als hätte es diesen Jungen, diese Liebe, diese Partys nie gegeben. Die Leere des Kartons erschien mir wie ein Loch, das die Geheimnisse meiner Mutter einfach verschluckt hatte.

Auch jetzt spüre ich dieses Loch in mir. Diese Leere, die mich an das Fehlen von etwas sehr Wichtigem erinnert. Das Gewicht an meiner Brust erdet mich ein bisschen, als ich mein Ziel erreiche. Der Karton findet seinen Platz neben mir im Gras und ich hebe den Blick. Das letzte Mal war ich hier vor einem Jahr. Die Stockrosen blühen wie jeden September und keiner der Steine hat seinen Platz verlassen.

Nach ein paar Minuten greife ich neben mich und ziehe mir den Karton auf den Schoß. Die vier Buchstaben. Die Person, der auch dieser Ort hier gewidmet ist. Unter dem Deckel erwarten mich all die Dinge, die ich in den letzten Jahren zusammengetragen habe: Schmuckstücke, Postkarten, Tagebücher, Liedtexte, Briefe. Sie füllen die vorherige Leere wieder aus. Geben dem Karton erneut eine Aufgabe. Geben ihm neue Geheimnisse, die er hüten kann.

Lola Li Bothe, 13 Jahre

TEEbuch PaarTEErapie

SZENE 1 – INNEN – CAFÉ – TAG

Ilse von Trebnitz und Lieselotte von Falkensee sitzen mit Tassen Schwarztee gemeinsam am Tisch. Beide Kellnerin stehen daneben.

LIESELOTTE VON FALKENSEE
Guten tag Fräulein Ilse von Trebnitz

ILSE VON TREBNITZ
Guten tag Fräulein Lieselotte von Falkensee

LIESELOTTE
Wie geht es ihnen?

ILSE
Ich habe mich von meinem Gatten getrennt. Wie geht es ihnen?

LIESELOTTE
mein Gatte hat sich von mir getrennt

ILSE
wie das?

LIESELOTTE
es fing alles an als

KELLNERIN 2
(zu Lieselotte von Falkensee)
Möchten sie einen schwarztee

LIESELOTTE
(zur Kellnerin)
Ja gerne.

(Zu Ilse)
Es fing alles an als

KELLNERIN 1
(zu Ilse von Trebnitz)
Möchten Sie Schwarztee?

LIESELOTTE
Es fing alles an als wir bei der Teeverkostung waren

Henriette von Trebnitz läuft mit einem Schild wo ‚Bei der Teeverkostung‘ drauf steht.

Wir danken den fördernden Ministerien für ihre wertvolle Unterstützung, den Teilnehmenden
der
Sommerliteraturwoche für ihre wunderbaren Beiträge sowie allen Unterstützer*innen des
Wortbau e.V.
für ihr Vertrauen und ihre nachhaltige Förderung literarischer Arbeit.
Die Sommerliteraturwoche 2025 fand im Sterntal Havelland in Falkensee statt.

Gefördert mit Mitteln des Ministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes
Brandenburg sowie des Ministeriums für Bildung, Jugend und Sport des Landes Branden-
burg.



Wortbau e.V.
ehemals Schreibende Schüler
Immanuelkirchstr. 8
10405 Berlin